Ein armer Graf,

oder:

Die Duellanten.

Ein armer Graf,

oder:

Die Duellanten.

Roman

von

August Schrader.

Erster Band.

Leipzig,
Verlag von Eduard Wengler.
1865.

Druck von Trömner & Dietrich in Cassel.

I.

Das Dorf Liskau liegt malerisch am Ufer eines großen Landsees. Die Kirche mit dem stumpfen Thurme und das herrschaftliche Schloß bilden die Endpunkte der Häuserreihe, die sich an dem mit kräftigen Eichen bekränzten Ufer hinzieht. Hier ist der See nicht breit, er gleicht einem Flusse. Schloß und Kirche liegen einander gegenüber, getrennt durch die blinkende Fläche. Das Gotteshaus, ein altes, im Mittelalter errichtetes, schwerfälliges Gebäude, liegt in der Mitte der Gräber des Friedhofs an einem sanften Hügelabhange. Das Schloß, stolz und prächtig, zu Anfang dieses Jahrhunderts neu erbaut, liegt in einem Parke, der weit und breit als ein Muster gepriesen wird.

Und es ist wahr, Kunst und Natur reichen sich die Hände, um vereint ein Eldorado zu schaffen. Der glückliche Besitzer, Graf Felix von Liskau, verwendet große Summen auf die Erhaltung seines Schlosses und Parkes. Man kann mit Recht die Besitzung eine königliche nennen.

Anders ist es mit der Nachbarin, der Kirche. Die Dorfgemeinde ist arm, sie kann nur nothdürftig für die Erhaltung des schmucklosen Gotteshauses sorgen, das einem Steinklumpen mit einigen Fenstern gleicht. Die Mauern sind ihrer Bekleidung beraubt, man kann die großen Bruchsteine zählen, die hier und dort mit graugrünlichem Moose bedeckt sind. Auf den Vorsprüngen wuchert üppich das Unkraut. Zwischen den plumpen Strebpfeilern schießt die Brenn-Nessel empor. In dem Giebel nach Osten erhebt sich eine riesige Linde, deren Zweige zum Theil das Dach bedecken. An der Westseite steht der klassische stumpfe Thurm mit zwei Wetterfahnen, die so arg verrostet sind, daß

nur ein Orkan sie in Bewegung zu setzen vermag. Die düstere Romantik des Gebäudes wird durch die Nähe der Gräber noch erhöht. Man erblickt Leichensteine, die fast eben so alt sind als die Kirche. Dort, auf den frischen Gräbern erheben sich Kreuze mit Flittergold und rührend einfachen Inschriften. Kein Prunk entweiht die schlichte Erhabenheit des Todes; die hier schlafen, sind alle arme Landleute gewesen. In der Kirche unter dem Altare befindet sich die gräfliche Familiengruft, aber schon seit fünfundzwanzig Jahren ist sie geschlossen. In dem Buchenhaine des Schloßparks erhebt sich ein prachtvolles Mausoleum, daß die verblichenen Glieder der hochgräflichen Familie aufnimmt. Es soll auch im Tode noch eine Aristokratie geben.

Die Gehöfte des Dorfes sind größtentheils Eigenthum des Gutsherrn; dieser hat sie an Landleute verpachtet, die den Zins theils in Gelde, theils in Naturalien zahlen. Nur die kleinere

Hälfte der Bewohner kann sich rühmen, eigenen Grund und Boden zu bebauen; alle aber sind doch dem gnädigen Herrn zinspflichtig.

In kurzer Entfernung von dem Kirchhofe liegt ein altes, aber gut erhaltenes Gehöft. Das Wohnhaus, lang und einstöckig, ist mit Ziegeln gedeckt; die Mauern desselben sind weiß angestrichen. Eine hohe Schlehdornhecke umgiebt den reinlichen Hof und die Wirthschaftsgebäude. Man erkennt auf den ersten Blick, daß ein ordentlicher, fleißiger Landwirth hier thätig ist. Wir sehen ihn in der ummauerten Thür stehen; er ist eine kräftige, gedrungene Gestalt, von mittler Größe. Sein Haar, obwohl schon grau, ist stark und buschig. Das volle Gesicht, von der Sonne gebräunt, drückt Ernst, fast Härte aus. Das große Auge, unter starken buschigen Brauen, blickt starr den Weg entlang, der sich an dem Ufer des Sees hinzieht und in einer Gruppe weißstämmiger Birken verschwindet. Mathias

Krüger, so heißt der Landwirth, trägt keinen Rock; man sieht die Aermel seines schneeweißen Hemdes, die Weste von braunem Kattun, die schwarzen Beinkleider von Wildleder und die hohen Wasserstiefel, die bis über das Knie reichen. Es ist Mai. Die warme Abendsonne läßt den See erglänzen und röthet das herrschaftliche Schloß, das jenseits aus dem dunkeln Blättergrün emporragt. In dem Kirchthurme schlägt es sieben.

„Schon sieben Uhr!" murmelte Mathias, mit der breiten Hand über die Stirn fahrend. „Und immer noch kommt Karl nicht! Wäre ich doch selbst nach der Stadt gegangen."

Ein tiefer Seufzer entrang sich seiner Brust. Nachdem er noch eine Zeit lang den Weg beobachtet, kreuzte er die Arme und richtete die Blicke starr auf das Schloß, dessen Fenster wie Stahlplatten glänzten.

„Dort wohnt der reiche Mann," murmelte

er; „in Hülle und Fülle lebt er sorglos dahin, auf seinen Wink fliegen Bediente und Jäger in goldbesetzten Livreen ... Hunderttausende fließen in seine Kassen, ohne daß er eine Hand rührt... und mir, dem fleißigen Arbeiter, der sich's sauer werden läßt, versagt er hartherzig die erbetene Nachsicht ... o, es ist himmelschreiend!"

Er starrte düster zu Boden. Seine von der Luft aufgesprungenen Lippen zuckten wie im Krampfe. Da trat ein junger Mann athemlos zwischen den Hecken hervor.

„Guten Abend, Vater!"

„Endlich, Karl!"

„Ich bin durch die Felder gelaufen, um rascher anzukommen. In der Stadt ward ich länger aufgehalten, als ich gedacht ..."

„Bringst Du gute Nachricht, Karl?"

„Nein, Vater! Ich habe Viel versucht; Alles ist gescheitert."

„Was sagte der Advokat?"

„Du sollst einen Bürgen stellen."

„Ja, wenn ich einen Bürgen hätte."

„Du hättest weder Grund noch Boden . . ."

„Das ist richtig, denn mein Pachthof gehört dem Grafen."

„Und der Jude?"

„Er sprach von Nichts als von Sicherheit und Pfand. Die hohen Zinsen, die ich bot, konnten ihn nicht bewegen; Jude bleibt Jude."

„Die Christen sind nicht um ein Haar besser!" murmelte Vater Mathias, der sich wie zerschmettert auf der Bank neben der Thür niedergelassen hatte. Sie sind noch schlimmer. Wer drängt mich denn, wer will mich verderben? Ein Mitchrist, ein Nebenmensch, wie der Pfarrer sagt. Da gilt keine Rücksicht, keine Nächstenliebe . . . schaffe Geld, Bauer, oder das Gericht setzt Dich mit den Deinigen unter Gottes freien Himmel!"

„Versuche es noch einmal, Vater, gehe morgen zu dem Grafen!" bat der Sohn. „Ich selbst würde

mich dem Grafen vorstellen; aber da ich weiß, daß er Dich für stolz hält, wenn Du mich zu ihm schickst, so rathe ich, daß Du selbst gehst."

„Will mir's überlegen!" sagte der Alte, der sich an die Mauer lehnte und ironisch lächelnd den blauen Himmel anstarrte.

Karl war ein junger Mann von zweiundzwanzig Jahren. Er trug einfache städtische Kleider. Man erkannte sofort in ihm den Gymnasiasten. Gesundheit und Intelligenz strahlten aus seinem interessanten Gesichte. Sein braunes Haar war kraus wie das des Vaters. Der dunkelgrüne Rock schloß sich eng seinem schlanken, kräftigen Körper an. Karl hatte vor vier Wochen das Abiturienten-Examen gemacht und stand im Begriffe, die Universität zu beziehen. Er sollte Medicin studiren, wozu er eine entschiedene Neigung hegte. Man versprach sich viel von ihm, da er nicht nur ein fleißiger, sondern auch ein talentvoller Schüler war. Mit den besten Zeugnissen

versehen, hatte er das väterliche Haus betreten, in das aber schon das Unglück eingezogen war, das seinem Leben eine andere Richtung geben sollte.

„Es ist aus mit Deinem Studiren!" rief der Alte. „Der da drüben will es nicht!"

Er deutete mit der bebenden Hand nach dem Schlosse.

„Verliere die Hoffnung nicht, Vater! Ein gutes Wort findet immer eine gute Stätte."

„Gott weiß, daß ich der guten Worte und Bitten genug verschwendet habe, aber der Graf bleibt hartherzig, er verspottet mich sogar und meint . . ."

Mathias sprach den Satz nicht aus, er kreuzte die Arme wieder und kniff die Lippen zusammen.

„Was meint er denn?" fragte der Sohn, der den Vater traurig betrachtete.

„Nichts, Nichts! Gehe hinein und tröste die Mutter; ich will sehen, daß ich mit mir fertig

werde. Es ist gut, wenn ich ungestört nachdenken kann.“

Karl trat in den Hof. Wohin man blickte, herrschte Ordnung und Reinlichkeit. Mathias Krüger führte eine Musterwirthschaft, das war in der ganzen Gegend bekannt, und darum hielten ihn die Leute für wohlhabend, sie meinten sogar, er würde den Pachthof an sich kaufen, da er in der letzten Zeit viel mit dem Grafen verkehrt hatte, der, wie man wußte, jede Gelegenheit benutzte, vortheilhafte Geschäfte zu machen. Ein Kauf dieser Art war im vorigen Jahre bereits mit einem Bauer abgeschlossen, dem eine reiche Erbschaft zugefallen. Krüger hatte zwar nicht geerbt, aber gut gewirthschaftet, und darum glaubte man, er habe bedeutende Ersparnisse gemacht. Diese Meinung war eine irrige. Der alte Mathias befand sich für den Augenblick in der höchsten Noth.

„Auch das will ich thun!“ rief er aus, nach=

dem er lange gesonnen hatte. „Ich will mir später den Vorwurf nicht machen, daß ich zu stolz gewesen bin. Außerdem ist es ja auch gleich, ob heute oder morgen meine Lage bekannt werde.“

Er erhob sich und ging dem Nachbargehöfte zu, das jenem reichen Bauer angehörte, der die Erbschaft gemacht und das Gut gekauft hatte. Während der Vater mit dem befreundeten Nachbar verhandelte, befand sich Karl, der Sohn, bei der Mutter in dem freundlichen Stübchen, das halb städtisch eingerichtet war. Frau Krüger, eine gutmüthig aussehende Bäuerin, saß still in einem Lehnstuhle am Fenster. Der Bericht Karl's erfüllte sie mit tiefem Herzeleid.

„Mutter, ich begreife den Vater nicht! Die letzten Jahre haben gute Ernten geliefert, die Getreidepreise sind gut gewesen, das Leben im Hause ist dasselbe geblieben und doch hat der Vater, der in jeder Beziehung gute Landwirth,

seit zwei Jahren den Pacht nicht gezahlt! Wie hängt das zusammen?"

„Ich weiß es nicht!" flüsterte traurig das Mütterchen. „Dein Vater ist verschlossen, er spricht nie mit mir über Geldangelegenheiten Als ich ihn diesen Nachmittag ernstlich fragte, ward er heftig und ging mit den Worten hinaus: ‚Ich bin kein Verschwender!' Und das ist wahr; er lebt so eingezogen wie Keiner in unserem Dorfe. Während die Andern in der Schenke sitzen, bleibt der Vater zu Hause."

„Wohin ist das Geld gekommen, das er aus dem Verkaufe des Korns gelöst hat? Ich selbst habe in der Stadt gesehen, daß er bedeutende Einnahmen gemacht, wenn er an Markttagen dort war. Mutter, vielleicht habe ich zuviel gekostet!"

„Denke nicht so, Karl! Der Grund unserer Verlegenheit steckt wo anders."

„Wo, Mutter, wo?"

„Ja, wüßte ich es!"

„Der Vater verbirgt uns also ein Geheimniß."

„So muß ich glauben."

„Vermuthest Du irgend etwas, Mutter? O theile es mir mit!" bat der Sohn.

Aber die Mutter schüttelte das Haupt und weinte. Später versicherte sie, daß sie nicht wisse, was sie von der traurigen Angelegenheit denken solle. Der Graf, fügte sie hinzu, sei ein herber, geiziger Mann; aber es wäre doch unverantwortlich, daß er aus Habsucht eine ganze Familie unglücklich mache, die sich so lange ehrlich ernährt habe. Die Abenddämmerung war angebrochen, als Vater Mathias eintrat. Er sah düster aus. Schweigend setzte er sich auf den Lehnstuhl am Ofen. Sonst pflegte er um diese Zeit sein Abendpfeifchen zu rauchen; heute verschmähte er diesen Genuß. Regungslos, die Augen geschlossen, lag er an der Rücklehne des großen Stuhles. Die treue Lebensgefährtin konnte die peinliche Stille nicht ertragen.

„Mathias, was soll nun werden?“ fragte sie.

„Ich weiß es nicht.“

„Gehe zu dem reichen Nachbar.“

„Bin schon bei ihm gewesen.“

„Hat er Deine Bitte abgeschlagen?“

„Ja.“

„Der sonst so gute Mann …“

„Frau, wenn es sich um Geld handelt, ist es mit der Güte aus. Wir sind jetzt in Noth, in großer Noth; da ist kein Mensch für uns zu Hause. So wahr mir Gott helfe … werde ich noch einmal reich, ich helfe keinem Menschen und wenn er vor mir auf den Knieen liegt wie ein Wurm im Staube. Die Menschen sind alle schlecht. O, wie schön können sie schwatzen, so lange sie nicht in den Geldbeutel zu greifen brauchen … da fließt der Mund über von christlicher Liebe, von Wohlthun und Gutherzigkeit … wenn irgendwo eine Schandthat verübt, so schimpfen

sie ... sollen sie aber durch die That beweisen, daß sie gute Menschen sind ..."

Mathias brach in ein höhnendes Lachen aus.

„Ich wollte, schloß er seine Betrachtungen, daß ich ein Schuft gewesen wäre, dann hätte ich heute ein schönes Vermögen. So aber bin ich arm und ein Mann, den die Leute nicht ansehen."

Karl hatte aufmerksam zugehört. In den Worten des verzweiflungsvollen Vaters lag etwas, das die Vermuthung der Mutter bestätigte. Es mußten Verhältnisse obwalten, die der Alte geheim zu halten gezwungen war. Aber nie hatte er in Beziehung zu fremden Leuten gestanden, und von den Nachbarn war nicht Einer, der Geld von ihm entnommen haben konnte. Das Leben des braven Mannes, der nie fehlte, wenn es ein gutes Werk zu verrichten galt, lag offen vor den Blicken seiner Familie.

„Gut, rief er nach langer Pause, gut! Auch das will ich noch thun. Morgen früh werde ich

zu dem Grafen gehen. Ich will mich vor ihm bücken und demüthigen, will um Gnade flehen ... vielleicht giebt er noch Frist."

Frau Krüger weinte.

„Es wäre doch zu schrecklich," schluchzte sie, „wenn wir mit dem Bündel unter dem Arme Haus und Hof verlassen müßten. Siehe zu, Mathias, daß Du den Grafen erweichst. Es giebt ja der Dinge viel, die zu Deinen Gunsten sprechen."

„Basta, ich werde gehen! Uebermorgen ist die mir gesetzte Frist um, es muß sich also morgen entscheiden. Der Gerichtsamtmann hat mir gesagt, daß er uns hinaussetzen müsse, wenn der Graf seinen Antrag nicht zurücknehme. Nun sprecht kein Wort, besorgt die Wirthschaft und geht zu Bett."

„Gott wird ja helfen," weinte das Mütterchen.

„Hätte ich ausstudirt, Vater," rief der Sohn, „ich würde nicht dulden, daß Du zu dem hartherzigen Edelmann gehst. Wie lange hast Du

pünktlich den hohen Pacht bezahlt, in wie gutem Zustande erhälst Du die Gebäude und die Ackerstücke ... der Hof ist jetzt viel mehr werth als in der Zeit, da Du ihn übernahmst. Du verdienst gewiß Nachsicht. Braucht der Graf so nöthig Geld? Du kannst den rückständigen Pacht im nächsten Herbste bezahlen ..."

„O, vielleicht noch früher!" rief Vater Mathias.

„Hoffst Du denn auf Geld?"

„Ja, ich hoffe!" sagte der Landwirth eifrig. Aber rasch fügte er berichtigend hinzu: „ich werde schon einen Mann finden, der mir hilft."

Er verließ das Stübchen, um, seiner Gewohnheit gemäß, den letzten Gang durch Haus und Hof zu machen. Noch ehe die Dorfuhr die zehnte Stunde verkündete, war es still in dem Pachthofe. Die Bewohner desselben hatten sich zur Ruhe begeben. Karl bewohnte ein Zimmer im ersten Stocke, dessen Fenster nach dem Garten hinausging. Der angehende Student konnte nicht

schlafen, die Sorge um die Zukunft raubte ihm die Ruhe. Woher sollte er die Mittel nehmen zur Fortsetzung der angefangenen Studien? Mit dem Vater stand es schlecht, von ihm war nichts zu hoffen, selbst wenn der Graf Frist bewilligte. Es mußte zunächst die rückständige Pachtschuld getilgt werden, und was blieb dann von dem Ertrage der Ernte? Konnte nicht Hagelschlag oder Dürre die Saaten vernichten? Und Krüger schuldete einen zweijährigen Pacht. Das waren schlimme Aussichten. Karl, der mit wahrem Feuereifer dem Studium obgelegen, war nun zur Unthätigkeit verdammt! Aber nicht allein diese trostlose Aussicht, auch das Schicksal der Eltern machte ihm Kummer. Er kannte den Stolz des Vaters, den Ehrgeiz, für einen guten Landwirth zu gelten ... würde er, der Vater, den Schlag ertragen? Die Veränderung war zu jäh, zu schrecklich, als daß sie spurlos vorübergehen konnte. Die seltsamsten Verhältnisse vereinigten sich hier,

einen bis dahin unbescholtenen und wohlhabenden Mann zum Bettler zu machen. Der arme Karl seufzte tief und schwer. Er entwarf tausend Pläne; nicht einer war auszuführen. Um sich zu zerstreuen, las er im Horaz. So vergingen zwei Stunden. Als der Wächter die Mitternachtsstunde abrief, schloß Karl das Buch, löschte die Lampe aus und schickte sich an, das Bett aufzusuchen. Zuvor jedoch trat er an das offene Fenster und lauschte dem Gesange einer Nachtigall, die in der nahen Eschengruppe nistete. Die Mainacht war zum Entzücken schön. Von den Blumenbeeten, die Frau Krüger mit Sorgfalt und Vorliebe pflegte, verbreitete sich ein würziger Duft über den ganzen Garten. Einzelne Obstbäume standen noch in voller Blüthe, sie schimmerten wie frisch gefallener Schnee durch die Dämmerung, die von dem klaren Sternenlichte geschaffen ward. Und wie mild warm war die reine Luft, die in kaum bemerkbaren Schwingungen von dem See herüber=

zog, dessen Fläche durch eine Lichtung in den Bäumen sich erkennen ließ. Rechts breiteten sich die zu dem Hofe gehörigen Felder aus, sie wurden durch eine hohe Hecke von dem Garten getrennt. Der reiche Segen, den das Jahr versprach, sollte dem Landwirthe verloren gehen. Nach dem Kontracte hatte der Graf das Recht, den Pachter sofort zu entlassen, wenn die Zahlung des Jahrespachtes nicht auf den Tag erfolgte. Dem Entlassenen blieben keine Ansprüche, er mußte das Gut aufgeben wie es eben war. Krüger hatte diesen harten Vertrag unterzeichnet, weil ihm die Scholle lieb geworden, auf der er geboren und seine Aeltern alt geworden waren. Der Vater des Grafen hatte mildere Bedingungen gestellt. Dies Alles wußte Karl und er dachte jetzt mit Schmerz und Entrüstung darüber nach. Da regte sich ein Geräusch im Erdgeschosse. Es mußte die Thür geöffnet werden, die aus der Küche in den Garten führte. Der junge Mann

neigte sich über die Brüstung des Fensters. Nach einigen Augenblicken sah er, daß ein Mann langsam aus der Thür trat und daß dieser Mann bemüht war, jedes Geräusch zu vermeiden. Der Kies des Weges knisterte ganz leise unter seinen Füßen.

„Mein Vater!" dachte Karl bestürzt.

Es war wirklich Mathias Krüger. Er trug keinen Rock, sein weißes Hemd schimmerte durch die Nacht. Wohin mochte er gehen wollen? Ließ ihn die schwere Sorge nicht schlafen? Oder verfolgte er einen schrecklichen Plan? Der Stolz und Ehrgeiz des Alten ließen Alles fürchten. Dort ging er wie gebrochen zwischen den Bäumen hin. Karl bedachte sich nicht lange; er warf den Rock über und schlüpfte die Treppe hinab. Geräuschlos erreichte er den Garten. Wo war der arme verzweiflungsvolle Vater? Kein Geräusch ließ sich vernehmen, nur die Nachtigall sang fort, unermüdlich, rastlos ... jetzt klagte sie in lang-

gezogenen, weichen Tönen. Vielleicht sang sie das Grablied des unglücklichen Landmanns.

Karl eilte, von schrecklichen Vermuthungen getrieben, durch die Wege. Die Thür in der Gartenmauer stand offen. Und diese Thür führte an das Ufer des Sees.

„O, mein Gott," dachte der Sohn, „verhüte ein Unglück! Gieb, daß ich nicht zu spät komme!"

Er trat auf den breiten Weg, der den See von der Gartenmauer trennte. Mathias Krüger schlich an der Mauer hin. Karl sprang zwischen die Stämme der Bäume, die das Ufer begränzten, und so ging er unter dem Schutze der Dunkelheit weiter, stets dem Vater gegenüber, der ihn nicht gewahren konnte. Dem guten Sohne war eine schwere Last vom Herzen genommen, es war ihm nun möglich, den Vater im Auge zu behalten.

Mathias Krüger erreichte das Ende der Mauer. Hier begann ein Weizenfeld, das sich weithin

ausdehnte. Ein warmer Luftzug ließ das junge Getraide leise rauschen.

„Was er beginnen wird?" fragte sich der junge Mann, der ängstlich an dem Stamme einer der hohen Ulmen stand.

Er sollte es bald erfahren.

Der Vater ging noch zehn Schritte weiter und setzte sich auf einen Feldstein, der die Grenze der Ackerstücke bezeichnete. So verblieb er regungslos; die weiten Aermel seines weißen Leinenhemdes flatterten im Winde. Es schien, als ob er wartete oder überlegte. Das Gesicht hatte er dem Wege zugewendet, der nach der Stadt führte.

„Soll ich ihn anreden und zurückführen?" fragte sich Karl. „Es ist zwecklos, daß der arme Mann hier verweilt; auch wird sich die Mutter ängstigen, wenn sie ihn zufällig vermißt. Doch nein ... ich werde noch warten, vielleicht komme ich dem Geheimnisse auf die Spur, das der Vater

mit sich herumträgt. Es ist sicher ein Geheimniß vorhanden! Wohin ist das Geld gekommen?"

Der junge Mann glaubte an eine Verirrung des Vaters, der das Geld vergraben haben könne. Und nun beschloß er, zu warten, zumal da er die mögliche Ausführung einer schrecklichen That verhindern konnte.

Die Dorfuhr schlug halb eins. Der Ton der alten schrillenden Glocke ließ sich weithin vernehmen. Mathias erhob sich, als ob ihn der Glockenschlag elektrisch durchzuckte.

„Das bedeutet etwas!" dachte Karl.

Er beobachtete mit schärferen Blicken.

Der Alte stand aufrecht und hielt die Hand über die Augen, unverwandt den Weg übersehend. Es war nicht zu verkennen, daß er gespannt wartete. Dann setzte er sich auf den Stein, aber nur für eine Minute. Ungeduldig erhob er sich wieder.

„Was ist das? Was ist das?" dachte Karl.

Es verflossen fünf Minuten.

Da ließ sich durch die stille Nacht das Rasseln eines Wagens vernehmen. Das Geräusch kam rasch näher. Aus dem Dunkel der Baumgruppe wand sich die Gestalt einer Chaise hervor. Man hörte die Hufschläge und das Keuchen der Pferde. Wie im Sturme brauste der Wagen heran. Mathias Krüger stand auf dem Steine und reckte beide Arme empor, als ob er dem Kutscher Zeichen gäbe. Der Wagen fuhr langsamer und hielt.

„Gott sei Dank!" rief der alte Krüger. „Gott sei Dank in alle Ewigkeit!"

Ein Mann stieg aus, der sich rasch dem Landwirthe näherte. Beide gingen nach dem Grenzsteine zurück. Von der Unterredung, die leise geführt ward, konnte Karl zwar nichts verstehen, aber er sah doch, daß der Fremde die Hände des Vaters drückte und ihn überhaupt mit großer Herzlichkeit behandelte. Die Unterredung dauerte eine halbe Stunde. Es schlug eins, als der Fremde

den Landmann umarmte und in den Wagen stieg, der rasch davonfuhr und zwischen den Häusern des Dorfes verschwand. Mathias Krüger stand noch einige Augenblicke mit verschränkten Armen so lange lauschend, bis das Rollen der Räder verhallte. Dann raffte er sich zusammen, ging mit großen Schritten an der Mauer hin, trat in den Garten und schloß die Thür. Der Sohn eilte nun, eine ihm bekannte Oeffnung in der Hecke zu erreichen, durch die er mit einiger Anstrengung in den Garten und vor dem Vater in das Haus gelangte. Er stand schon wieder oben an dem Fenster, als der Alte die Thür der Küche leise verriegelte.

„Wer war der Fremde?" dachte Karl. „Was hatte er mit dem Vater zu verhandeln, der ohne Zweifel die Zusammenkunft erwartet hatte? Und wie correspondiren Beide? Sollte der Mann Hülfe in der Noth gebracht haben? Der nächste Morgen muß Antwort bringen auf die letzte

Frage. Also ein Geheimniß ist vorhanden, und ich kenne einen kleinen Theil davon."

Der Rest der Nacht war verflossen. Mit der Morgendämmerung ward es in dem Pachthofe lebendig. Knechte und Mägde gingen der gewohnten Beschäftigung nach. Die kleine Familie versammelte sich um den Frühstückstisch. Mathias war immer noch düster ernst, man sah ihm an, daß er die Nacht schlaflos verbracht hatte.

„Was gedenkst Du zu thun, Vater?" fragte der Sohn.

„Ich muß zu dem Grafen gehen."

„Und wenn er Dir Nachsicht verweigert?"

„Dann mag Gott helfen!"

Der Alte stand auf und ging in den Garten.

Karl erzählte der Mutter das, was er in der Nacht gesehen hatte. Frau Christiane schüttelte staunend das greise Haupt. Sie begriff nicht, wie der Gatte, der selten aus dem Hause kam,

mit einem Fremden verkehren konnte, ohne daß sie davon wußte.

„Wir müssen ihm verschweigen," mahnte Karl, „daß wir diese nächtliche Zusammenkunft kennen. Denn nur so ist es möglich, daß wir ihn beobachten."

Gegen acht Uhr holte Vater Mathias seinen Sonntagsrock aus dem Kleiderschranke, schmückte sich, als ob er zur Kirche gehen wollte, reichte der Gattin und dem Sohne die Hand, nahm den großen Rohrstock und verließ das Gehöft.

„Gott gebe seinen Segen!" flüsterte das Mütterchen, das am Fenster stand und dem Gatten nachsah.

„Der Fremde muß doch wohl keine Hülfe gebracht haben," dachte der Sohn; „Vorsicht ist zu allen Dingen gut."

Er folgte dem Vater in einiger Entfernung, um ihn bei der Rückkehr sogleich zu empfangen.

II.

Mathias Krüger schritt rüstig über den weiten Schloßhof und erstieg die Stufen der Freitreppe, die zu dem prachtvollen Herrenhause führte. Er gab einem Bedienten, der vorüberging, die Absicht kund, den gnädigen Herrn zu sprechen.

„Muß es jetzt sein?" fragte der alte Domestik, der den Landwirth kannte.

„Jetzt. Später läßt der Herr Graf Niemand vor."

„Das wohl; aber kommt morgen wieder, Krüger."

„Warum denn?"

„Weil mein Herr diesen Morgen besonders schlechter Laune ist. Weil ich es gut mit Euch

meine, darum gebe ich Euch diesen Wink. Kommt morgen oder übermorgen wieder, wenn Ihr etwas erreichen wollt."

„Kann nicht, guter Freund; ich muß heute vorgelassen werden, und wenn es Hals und Kragen kostet. Meldet mich in Gottes Namen."

„Wie Ihr wollt!" sagte kopfschüttelnd der Bediente. „Folgt mir!"

Beide gingen in den sogenannten Gartenflügel des Schlosses, wo der Graf im Sommer das Frühstück einzunehmen pflegte. Alle Räume, die man durchschritt, waren königlich eingerichtet. Der Bauer schüttelte den greisen Kopf und dachte: „der Besitzer dieser Herrlichkeiten richtet einen rechtschaffenen Mann zu Grunde wegen einer Summe, die für ihn kaum der Rede werth ist. So sind die großen Herren . . . man sollte es kaum für möglich halten! Ach das Geld, das erbärmliche Geld, es richtet großes Unheil an!"

„Wartet hier, Krüger!" sagte der Bediente

in einem Salon, vor dessen offenen Fenstern die seltensten Blumen dufteten. — „In jenem Zimmer ist die gräfliche Familie versammelt . . . das Frühstück wird wohl vorüber sein . . . ich melde Euch an.“

Der Pachter befand sich allein. Bitter lächelnd betrachtete er die Gemälde, die vergoldeten Simse, die seidenen Vorhänge, die glänzenden Kronleuchter und die unzähligen kostbaren Kleinigkeiten, die den reizenden Raum schmückten. Er war heute zum ersten Male hier, der Graf hatte ihn früher in einem kleinen Kabinette empfangen, das unter dem Namen „Bureau“ bekannt war. Krüger war erstaunt über die Pracht, von der er bis heute keinen Begriff gehabt. Sein Fuß, gewohnt über Acker und Wiese zu schreiten, wollte nicht fest stehen auf dem spiegelglatten Parquetboden, der braune und weiße Quadrate zeigte.

„Ich möchte hier doch nicht wohnen!“ murmelte er. „Mein schlichtes Stübchen mit dem großen

Kachelofen ist mir lieber. Wäre ich der reiche Graf, ich wollte schon mildthätiger sein. Dann bekämen diese Herrlichkeiten erst den rechten Glanz. Es gehört doch wahrlich ein eigener Muth dazu, ein recht verknöchertes Herz, inmitten dieser Pracht einen armen Mann lieblos zu behandeln und ihm zu-sagen: ‚Wenn Du nicht sofort zweitausend Thaler bezahlst, werfe ich Dich mit Weib und Kind auf die Straße.' Ich werde heute dem Habgierigen schon antworten, ich kann es ja, denn ich habe ein Recht dazu. Dieser prachtvolle Saal und das hochmüthige Benehmen sollen mich nicht abhalten. Es wird mir schwer, recht schwer; aber ich muß es! der Wurm krümmt sich, wenn er getreten wird."

Er stützte sich auf den Knopf seines Rohrstocks und wartete. Rings war es still. Draußen sangen die Vögel und dufteten die Blumen. Plötzlich erklangen die Töne eines Flügels. Gewandte Hände mußten das kostbare Instrument

spielen, denn die reinen Töne rollten wie Perlen von der Höhe nach der Tiefe. Nun folgte eine reizende Melodie, die elegant und mit innigem Gefühle vorgetragen ward. Mathias Krüger war zwar kein Kenner, aber die Musik machte doch einen tiefen Eindruck auf ihn.

„Das muß die junge Gräfin sein!“ dachte er. „Karl hat mir von ihr erzählt . . . Man soll sie in der Stadt allgemein bewundern.“

Jetzt öffnete sich die Flügelthür. Hell und voll erklangen die Töne. Der Graf, eine große, imposante Gestalt, trat ein. Er trug einen bequemen Sommeranzug nach englischem Schnitte. Der große Schnurrbart gab seinem vollen, gerötheten Gesichte ein militärisches Gepräge. Noch nicht fünfzig Jahre alt, hatte er doch schon eine große glänzende Glatze. Das dünne Haar, das den Hinterkopf wie ein Kranz umgab, war noch dunkel.

„Bringt Er Geld, Krüger?“ fragte er barsch, ohne zu grüßen.

Der Landmann sah ihn fest an.

„Nein, Herr Graf!"

„So bleibt es beim Alten."

Der gnädige Herr wollte sich nach diesem Bescheide entfernen.

„Ich bitte, Herr Graf, um ein Wort!"

„Daß Er kein Geld hat, hätte er auch meinem Sekretair sagen können. Wir haben Nichts mehr zu sprechen."

„Das ist schlimm!"

„Für Ihn."

„Nein, für Sie, Herr Graf!" rief kräftig der Landmann.

Der Gnädige wandte sich halb zurück.

„Will der Bauer mir drohen?" fragte er verachtend. „Wie lächerlich!"

„Ich denke nicht an Drohungen; aber warnen möchte ich Sie vor einem übereilten Schritt. Es ist wahrlich nicht leicht, eine Familie in's Elend zu stürzen, die sich Nichts hat zu Schulden kommen

lassen, als daß sie mit dem Pacht im Rückstande ist. Mein Vater hat ehrlich bezahlt, und ich habe zwanzig Jahre lang pünktlich Geld gebracht."

„Beziehe Er sich darauf nicht!"

„Das muß ich, gnädiger Herr."

„Es ist kein Verdienst, seine Schuldigkeit zu thun. Dafür, daß Er gezahlt, hat Er meinen Hof bewirthschaftet. Wenn Er es nicht ist, ist es ein Anderer. Die Pachtbedingungen sind stets billig gewesen."

Krüger zuckte heftig zusammen.

„Billig?" wiederholte er. „Das weiß Gott!"

„Hätte Er sich eingerichtet, so würde Er Ersparnisse gemacht haben. Aber da soll der Sohn studiren, soll ein großer Mann werden. . . Krüger, Ihn plagt der Hochmuthsteufel, ich habe es längst bemerkt!"

Der Landmann war roth geworden vor Zorn.

„Ich will Ihnen meine Bücher zeigen, gnädiger Herr!" rief er erregt. Was blieb mir für

meine Mühen und sauern Arbeiten, wenn ich den Pacht und die nöthigen Ausgaben gedeckt hatte? In manchen Jahren habe ich von dem kleinen Erbe meines Vaters zugesetzt. Sie erhöheten alle drei Jahre den Pacht unter dem Vorwande, es seien die Kornpreise gestiegen, und ich mußte mich fügen. Die Bedingung, daß ich sofort den Hof räumen müsse, ohne irgend einen Anspruch für bestellte Felder zu erheben, ist doch wahrlich mehr als hart. Sie haben zwei Jahre Nachsicht mit mir gehabt, das erkenne ich dankbar an; gnädiger Herr, zum Herbste kann ich Alles zahlen ... im Namen Gottes flehe ich Sie an: geben Sie mir bis dahin noch Frist. Sie brauchen das Geld so nöthig nicht, und mir ist geholfen. Ich verspreche Ihnen, daß ich nie wieder im Rückstande bleiben werde."

Der Pachter hatte flehend beide Hände ausgestreckt.

„Seht doch," rief der Graf, „dieser Bauer macht

mir Härte zum Vorwurf! Wohin ist das schöne Geld gekommen, das Er aus meinen Grundstücken gezogen? Verschwendet hat Er es! Statt demüthig zu bitten, wird er grob . . ."

„Herr, ich habe vor Ihnen fast auf den Knieen gelegen; gebettelt habe ich unter Thränen und Wimmern. Sagen Sie nicht, daß ich es habe an Demuth und Unterwürfigkeit fehlen lassen. Aber wenn man kalt zurückgewiesen wird, so reißt die Geduld, und auch ich, bin ich auch ein Bauer, trage meine Ehre im Leibe. Ich kann stolz das Haupt erheben und versichern, daß ich als sparsamer Wirth gelebt habe."

„Es ist aus mit uns!"

„Herr Graf, ich habe Sie nie beleidigt, habe Ihren Pachthof emporgebracht, daß er heute das Doppelte werth ist. Felder, Wiesen und Gebäude. . ."

„Genug!" donnerte der gnädige Herr. „Heute ist die Frist um, die ich Ihm gesetzt. . . Ich lasse

mich auf eine Verlängerung des Contractes, den Er gebrochen, nicht mehr ein. Morgen früh muß der Hof geräumt sein! die nächste Ernte bleibt mir als Entschädigung. Dies ist mein letztes Wort. Er ist ein übermüthiger, frecher Bauer!"

„Auch das noch!" murmelte Mathias, dem das Blut aus den Wangen gewichen war.

„Mein Vater war zu gnädig, er hat das Volk verwöhnt. Daß Er mir das Vieh nicht aus dem Stalle treibt, ich kenne jedes Stück! Und nun gehe Er, oder ich lasse den Amtsdiener rufen, der Ihm eine Wohnung anweisen wird. Seinen Trotz will ich schon brechen, daß die Andern ein Beispiel daran nehmen. Hinaus, Bauer, Er beschmuzt meinen Saal!"

Der Graf, heftig erregt, hatte die Thür geöffnet.

Nun erhob Krüger stolz das Haupt.

„Machen Sie die Thür wieder zu!" rief er befehlend. „Oder wollen Sie, daß die Bedienten

hören, was ich Ihnen zu sagen habe? Ja, meine Geduld ist nun zu Ende, jetzt spreche ich aus einem andern Tone. Sie wollen wissen, wohin mein Geld gekommen ist? Ich habe es verliehen. Und hier ist der Schuldschein."

Mathias knöpfte seinen Sonntagsrock auf und holte ein Papier aus der Seitentasche, das er mit zitternder Hand dem gnädigen Herrn bot.

„Was soll das?"

„Lesen Sie!"

„Gehe Er!"

„Wenn Sie gelesen haben, Herr Graf."

„Wir sind fertig."

„O nein! Wir fangen jetzt erst an. Weisen Sie das Papier zurück, so gehe ich auf der Stelle nach der Stadt und gebe es einem Advokaten. Ihr Bruder Emil hat mich dazu bevollmächtigt."

Der Graf fuhr kaum merklich zusammen. Dann schloß er die Thür. Die Musik in dem Nebenzimmer dauerte fort.

„Mein Bruder Emil?“ fragte verwundert der stolze Herr.

Und zugleich nahm er das Papier, das er auseinanderlegte und las. In seinen Zügen prägte sich ein Schrecken aus, den zu verbergen er vergebens sich bemühte. Mathias Krüger, der mit scharfen Blicken beobachtete, merkte es wohl.

„Eine Schuldverschreibung über fünftausend Thaler!“ murmelte der Graf.

„Das ist ein baares Vermögen!“ rief stolz der Landmann. Dreitausend Thaler gehören mir, zweitausend Ihnen als rückständiger Pacht. Niemand weiß, daß Ihr Bruder mein Schuldner ist, und auch Sie würden es nicht erfahren haben, wenn Sie mich mild behandelt hätten.“

„Mein Bruder ist todt!“

„Glauben Sie, Herr Graf?“

„Ich weiß es.“

„Sie werden doch die Handschrift und das Siegel des Verstorbenen erkennen?“

„Beides ziehe ich nicht in Zweifel.“

„So bezahlen Sie die Schuld Ihres Bruders.“

Der Graf überlegte.

„Warum hat Er mir dieses Papier nicht früher vorgelegt?“

„Weil ich es nicht früher gehabt habe. Auch wollte ich nur im äußersten Nothfalle davon Gebrauch machen.“

Der Gnädige war immer noch unentschlossen. Er las zum zweiten und auch zum dritten Male das Schulddocument. Die Wendung der Dinge mochte ihm doch nicht gleichgültig sein. Er kniff die Lippen zusammen, als ob er den aufkeimenden Groll unterdrücken wollte.

„Krüger, wie ist es gekommen, daß mein Bruder sich an Ihn gewendet hat?“

„Das kann ich Ihnen erzählen, Herr Graf. Ihr Bruder Emil steht genau mit mir in einem Alter. Wir waren Freunde von Kindesbeinen an. Auf dem Kirchhofe haben wir zusammen

gespielt, in dem See haben wir zusammen gebadet und bei dem Pfarrer haben wir zugleich Religionsunterricht gehabt. Da fand sich denn die Freundschaft von selbst, obgleich ich der Sohn eines Bauern, Emil der Sohn eines hochgeborenen Herrn war. Wir gingen auch gemeinschaftlich zur Confirmation. Dann kam der junge Herr nach der Stadt und ich blieb im Dorfe. Von jener Zeit an habe ich den Freund nur selten gesehen, da er selten das väterliche Haus besuchte. Später erfuhr ich, daß er Officier geworden sei. Nun verflossen mehrere Jahre. Mein Vater starb und ich übernahm den Pachthof. Gleich darauf starb auch der gnädige Graf, Ihr Vater. Von nun an war ein Administrator auf dem Schlosse, dem wir den Pacht zahlten. Ich dachte, Graf Emil müßte die Besitzung übernehmen, da er der älteste Sohn war; aber Sie, Herr Graf, kamen und wurden unser Gutsherr. Hier erzählt man sich, Graf Emil sei gestorben; in der Stadt

sagte man, er befände sich in einem Irrenhause, und wieder Andere wollten wissen, er habe in Amerika Kriegsdienste genommen. Ich konnte nicht klug werden aus den Nachrichten und glaubte weder die eine noch die andere, obgleich ich gern gewußt hätte, was aus dem Jugendfreunde geworden wäre. Vor vier Jahren komme ich eines Abends spät vom Felde; es war im Herbste und schon dunkel. Da steht ein Mann an dem Feldsteine, der die Grenze meines Pachthofes bezeichnet. Er fragte mich, ob ich den Mathias Krüger kenne. Ehe ich antwortete, besah ich mir den Mann mit dem großen Barte und dem zugeknöpften Rocke. Er nahm den Hut ab und trocknete die Stirn. Da sah ich einen halb kahlen Kopf. ‚Was wollen Sie denn von Mathias Krüger?‘ fragte ich neugierig. ‚Ich muß ihn sprechen; Sie würden mir einen Dienst leisten, wenn Sie ihm das sagen wollten,‘ war die Antwort. ‚Ich bin Mathias Krüger.‘ Nach kurzem

Hin- und Herreden giebt sich Graf Emil zu erkennen, und wahrhaftig, es war auch der Jugendfreund, an den ich so oft gedacht hatte. Aber wie traurig sah er aus! Ich wollte ihn mit mir nehmen; er wollte nicht und meinte, es dürfe kein Mensch ahnen, daß er hier sei. Kurz und gut, er forderte von mir ein Darlehn. Ich holte ihm meine ganze Baarschaft von dreitausend Thalern. ‚Du erhälst das Geld mit hohen Zinsen zurück, Mathias!‘ rief er. ‚In Dir habe ich mich nicht getäuscht, Du bist der alte Jugendfreund geblieben; zähle auf meine ewige Dankbarkeit. Und nun schwöre mir, keinem Menschen zu verrathen, daß Du mich gesehen hast, sonst bin ich verloren.‘ Das schwor ich ihm auch. Emil nahm Abschied, um nach der Stadt zu gehen. Vor zwei Jahren fand ich ihn wieder an dem Feldsteine. Er brauchte wieder Geld und da er sagte, daß sein Lebensglück davon abhinge, gab ich ihm den Pacht, den ich liegen hatte. Sie gewährten mir

Stundung. Darauf kam Emil noch ein Mal, und ich gab ihm den zweiten Pacht. Ich selbst wollte mir Geld leihen, um Sie zu befriedigen. Aber man komme nur zu den Leuten, wenn man in Noth ist . . . ich habe vergebens alle Minen springen lassen. Gestern in der Nacht hatte Ihr Bruder wiederzukommen versprochen; er kam auch, brachte aber kein Geld, sondern diesen Schuldschein, den ich Ihnen übergeben sollte, wenn Sie mich vertreiben wollten. Er meinte, das würde genügen, um Sie zur Nachsicht zu stimmen."

„Und wenn es nicht genügt?" fragte streng der Graf.

Mathias zuckte mit den Achseln.

„Wenn ich die ganze Geschichte für erfunden, für einen Betrug halte?"

Der Landmann fuhr auf.

„Betrug, Herr? Betrug? davor soll mich Gott bewahren! ich bin ein ehrlicher Mann und werde es bleiben so lange ich lebe! Machen Sie mit

mir, was Sie wollen; aber beschimpfen Sie meine Ehre nicht!"

Und Mathias hob drohend seinen Stock empor.

Seltsam, der stolze Herr blieb ruhig, als ob er die Bewegung des erzürnten Landmanns nicht gesehen hätte.

„Die Sache wird interessant," fuhr der Graf fort. „Emil soll leben, soll sich gezeigt haben ... Krüger, mir scheint, Er ist in die Schlinge eines Abenteurers gegangen."

„Herr Graf!"

„Hat Er denn den Jugendfreund so genau wiedererkannt?"

„Ich glaube."

„Ah, Er glaubt es, und überzeugende Beweise sind nicht vorhanden . . . das ist schlimm. Ich möchte dem Betruge doch auf den Grund kommen, möchte wissen, wer der kecke Patron ist, der unter der Maske eines Grafen von Liskau Schulden

macht. Hat er sich über seine Vergangenheit nicht ausgesprochen?"

„Nein."

„Hat er sein Verhältniß zu mir nicht berührt?"

„Nein."

„Und aus reiner Freundschaft habt Ihr ihm das Geld geliehen?

„Aus Freundschaft und Verehrung."

„Das rührt mich tief, Krüger! Ich habe nicht geglaubt, daß Ihr meiner Familie bis zu diesem Grade von Selbstverleugnung anhangt. Ihr gebt das ganze Vermögen hin, um einem Grafen von Liskau gefällig zu sein, und setzt Euch überdies der Exmission aus dem Hofe aus, den Ihr so lange bewirthschaftet. Nun hat sich die Lage der Dinge geändert. Jetzt, Alter, helft mir den Betrüger entdecken; Gewalt nützt nicht, nur List führt zum Ziele. Kommt der Abenteurer wieder, so nehmt ihn freundlich auf, stellt Euch, als ob Ihr ihm vollen Glauben schenkt und sucht ihn

zu fesseln. Zugleich aber benachrichtigt mich davon. Seid verschwiegen und handelt in meinem Interesse. Haben wir das Ziel erreicht, so sprechen wir mehr. Ich gebe Euch Frist bis zur nächsten Ernte."

„Danke, Herr Graf!"

„Nun merkt auf: gelange ich mit Eurer Hülfe dahin, den Betrüger zu entdecken und festzunehmen, so bezahle ich an Euch fünftausend Thaler und unser Contract hat ferner Gültigkeit. Ich will Euern Schaden nicht, den Ihr in gutem Glauben an meinen Bruder Euch zugezogen habt. Krüger, seid klug!"

„Das werde ich sein, gnädiger Herr! Aber der Schuldschein ist doch von der Hand Emil's geschrieben . . ."

„Es giebt Leute, die alle Handschriften täuschend nachahmen, Ihr kennt das nicht."

„Aber das Familiensiegel?"

„Ist ebenfalls nachgeahmt, wie die Handschrift.

Die Geschicklichkeit der Gauner ist erstaunlich. Denkt also an Euren Vortheil und handelt als kluger Mann. Den Schuldschein behalte ich, um damit zu forschen. Ihr dürft ihn mir schon anvertrauen. Ich freue mich, Eure wahre Gesinnung erkannt zu haben. Nun geht."

Mathias verließ den Salon.

„Das Papier hat gewirkt," dachte er. „Die Luft ist nicht rein in diesem Schlosse, es liegt etwas von Verbrechen darin. Zeit gewonnen, Alles gewonnen. Ich kann zufrieden sein."

Draußen traf er seinen Sohn. Karl umarmte den Vater, als er die Freudenkunde vernommen hatte; die wahre Veranlassung aber, die den Grafen umgestimmt, erfuhr er nicht. Frau Christiane hatte unter Angst und Sorgen am Fenster gewartet; als sie die Beiden kommen sah, eilte sie ihnen entgegen.

„Wir bleiben!" rief Karl. „Sei ruhig, Mutter, es wird Alles gut werden!"

„Gott segne den Herrn Grafen!“ sagte die Bäuerin, die hoch aufathmete. „Mir ist ein Stein vom Herzen genommen. Ach, ich wäre krank geworden, wenn die Angst fortgedauert hätte.“

Die Familie setzte sich zum zweiten Frühstück, das lange nicht so gemundet, als an diesem Morgen. Mathias sollte nun den Hergang der Dinge erzählen; er antwortete nur: „ich habe dem gnädigen Herrn die Wahrheit gesagt ohne Furcht, ohne Scheu. Der arbeitende Mensch ist kein Thier, er verdient auch seine Rücksichten. Gebe Gott, daß die Ernte gut wird, dann sind wir über alle Berge.“

Mehr war von dem Alten nicht zu erfahren.

„Was wird mit mir?“ fragte Karl.

„Du mußt noch warten. Den Sommer kannst Du zu Hause studieren. Im Herbste beziehst Du die Universität. Beruhige Dich nur, Sohn, ich schaffe Geld. Was ich einmal angefangen, lasse ich nicht liegen.“

Mathias ging in das Feld. Mit prüfenden Blicken übersah er die Flächen der wallenden Kornfelder. Das war eine Pracht, eine Ueppigkeit, wie sie die Jahre lange nicht hervorgebracht.

„Es hat manchen Schweißtropfen gekostet!“ dachte der Landwirth. „Und dieser reiche Segen sollte dem Manne zufallen, der keine Hand gerührt, nicht einmal den Boden gesehen hat? Und wie ist er Besitzer dieses Gutes geworden, das nach Recht und Gesetz seinem älteren Bruder gebührt? Durch ein Verbrechen! Ich werde mich stellen, als ob ich an den Betrug glaubte; aber ich helfe dem armen Emil, daß er zu seinem Rechte komme. Wie der Herr Graf zitterte, wie er die Schriftzüge mit den Blicken verschlang! Er glaubt doch nicht so recht an den Tod seines Bruders. Immerhin, der stolze Mann muß mich fürchten, dann läßt er mich in Ruhe. Emil hat Recht!“

III.

Graf Felix von Liskau war in dem Salon zurückgeblieben. Er lehnte am Fenster und sah sinnend in den prachtvollen Park hinaus. Die Schuldverschreibnng hielt er noch in der Hand.

„Ich erkläre mir den Zusammenhang der Dinge! murmelte er. „Emil konnte nicht zahlen, und um den Darleiher zu retten, hat er ihm dieses Papier gegeben, das mich einschüchtern soll. Meine Strenge hat doch eine gute Wirkung ausgeübt . . . ich weiß, daß der nichtswürdige Bruder in meiner Nähe lebt und im Stillen gegen mich agitirt. Dieser Krüger weiß mehr als ich vermuthe. Er ist vielleicht der Mann, der jene wichtige Rolle gespielt hat. Was hat er von

Emil zu hoffen? Nichts! Hätte ich früher gewußt, was ich heute weiß, ich würde die Habsucht des Bauern längst gestachelt haben. Geld beugt den starrsten Sinn, und dieser Krüger hängt an der Scholle, die sein Vater schon bewohnt hat. Der wäre mein, er steht zu mir. Ich verstärke die Dosis, und Emil fällt in meine Hand. Der Pachthof mag dahin fahren, mir bleibt das Schloß. Aber ich darf nicht müßig bleiben. Jetzt muß ich den letzten vernichtenden Schlag thun."

Die Gattin und die Tochter des Grafen traten ein. Mathilde, ein zwanzigjähriges Mädchen, war weiß gekleidet. Sie trug den italienischen Strohhut am Arme. Man sah ihr schwarzglänzendes Haar, das den schönsten Wellenscheitel bildete. Die feine Blässe ihres ovalen Gesichts und das himmelblaue Auge bildeten einen köstlichen Gegensatz zu dem dunkeln Haare. Sie war eine edle, pikante Schönheit. Schlank und elegant gewachsen, hatten ihre Körperformen doch

jene Rundung, die Jugend und Gesundheit erzeugen. Aber es fehlte ihr die Fröhlichkeit ihres Alters; ein Zug von Schwermuth machte sich bemerkbar, der sie leidend erscheinen ließ.

Die Gräfin, eine lange, hagere Gestalt, rauschte in blaßgrüner Seide über den Parketboden. Sie trug lange Locken, um das schmale, schon faltenreiche Gesicht voll zu machen. Stolz und Härte prägten sich in ihren nicht schönen Zügen aus. Ihre Lippen waren schmal und blaß, die Nase war lang und dünn und an dem spitzen Kinn zeigten sich einige Härchen.

„Bist Du endlich den Bauer los?" fragte sie mit tiefer Altstimme, die fast männlich klang.

„Krüger ist lange schon fort!"

„Hast Du Dich erweichen lassen, Felix?"

„Wir sprechen später darüber."

„Ah, ich merke schon, meine Warnung ist fruchtlos geblieben."

„Urtheile, Constanze, wenn Du genau unterrichtet bist.“

Die Gräfin wandte sich zu der Tochter.

„Erwarte mich in der Einsiedelei, mein Kind. Nimm die Novelle mit, die Du mir vorzulesen begonnen . . . Ich will den Schluß hören.“

Mathilde verneigte sich und ging.

„Felix, Du bist sorgenvoll!“

„Emil ist wieder da.“

Die Gräfin, unangenehm überrascht, starrte den Gemahl an, dann fragte sie:

„Wer brachte die Nachricht?“

„Krüger.“

„Correspondirt der Bauer mit ihm?“

Felix reichte ihr den Schuldschein.

„Daran erkenne ich Deinen Bruder!“ rief Constanze. „Er leiht Geld von dem Pöbel.“

„Noth bricht Eisen.“

„Es ist unerhört!“

„Ich hätte ihm das verlangte Capital geben sollen.“

„Nicht einen Thaler. Emil ist ein Roué, der beseitigt werden muß. Wie kommt er zu dem Bauer?“

Der Graf erzählte Alles.

Constanze hatte, bitter lächelnd, zugehört.

„Ich billige die Wendung, die Du der Sache gegeben hast,“ sagte sie. „Es kommt nur darauf an, ob Krüger einfältig genug ist, seinen Schuldner für einen Avanturier zu halten.“

„Er wird aus Eigennutz einfältig sein.“

„Diese Aussicht ist zu ungewiß.“

„Was kann ich thun?“

„Lass’ den Baron kommen.“

Der Gemahl sah die Gemahlin forschend an.

„Hast Du überlegt, Constanze?“

„Der Baron allein kann uns Liskau retten, und darum schwanke ich nicht mehr. Lade ihn schriftlich ein, und sende den Brief durch einen

Expressen ab. Ich übernehme es, Mathilden vorzubereiten."

„Und ich werde mit dem Baron sprechen."

„Eine leichte Aufgabe; die meine ist schwieriger."

Constanze wollte den Salon verlassen; an der Thür wandte sie sich noch einmal zurück.

„Felix!"

„Ich höre, mein Kind."

„Nehmen wir an, daß ein Betrüger den alten Bauer berückt . . . Es wäre wirklich ein kühnes Wagniß, wenn Emil sich zeigte."

„Der Schuldschein läßt keinen Zweifel zu. Die eigenthümliche Handschrift, das Siegel . . . Es sollte mich wundern, wenn der Baron nicht Bestätigung brächte, denn mit ihm hat Emil zunächst zu thun."

„Er kann den Baron umgehen."

„Unmöglich! Ich kenne Emil's Grundsätze in Bezug auf Cavaliers-Ehre. Ich kenne aber auch

den Baron, der den Beleidiger rücksichtslos niederschießt. Nach Lage der Dinge darf Emil sich nicht zeigen. Gebrandmarkt ist er schon; nun würde er einer maßlosen Lächerlichkeit anheimfallen."

„Es läßt sich noch ein Fall denken, Felix."

„Nenne ihn."

„Dein Bruder ruft den Schutz der Gesetze an."

„Wenn er seine gräfliche Ehre mit Füßen treten will, so mag er dieses Mittel ergreifen. Noch sind Zeugen vorhanden, die das ehrliche Duell bestätigen. Feigheit! Feigheit! Das ist ein gräßliches Wort für den Edelmann, für den gewesenen Officier."

„Und Emil ist feig, wie jeder Roué!" rief verächtlich die Gräfin. „Ich habe nie so recht an den Tod Deines Bruders geglaubt. Himmel, es müßte eine heillose Verwirrung entstehen, wenn der Mensch sich zeigte. Man würde den beigebrachten Todtenschein für falsch halten müssen."

„Trifft mich ein Tadel?“ fragte der Graf.

„O, man wird Dich verdammen!“

„Ich bin der Erbe meines Bruders.“

„Felix, wenn Dein Bruder erfahren hätte, daß Du die Veranlassung zu dem seltsamen Duell gegeben ... Die Welt wird leicht das Schlimmste glauben. Und mich selbst trifft der Verdacht.“

„Der Baron wird schweigen.“

„Wenn Du ihm die Tochter giebst. Bis jetzt ist es uns gelungen, die Angelegenheit hinzuhalten. Felix, ich mag an die Consequenzen nicht denken.“

„Entmuthige mich nicht, Constanze!“

„Wir müssen Alles überlegen. So lange Emil verschwunden war, fehlte es dem Baron an Beweismitteln; jetzt wird er auftreten.“

Der Graf war einige Augenblicke auf- und abgegangen.

„Constanze,“ rief er, „ich glaube immer noch an einen Betrug!“

„Wer sollte ihn verüben?“

„Der Baron selbst! Er will uns einschüchtern. Statt von Krüger, würde Emil Geld von mir gefordert haben."

„Nein!" sagte Constanze. „Du hast Emil, als er noch das Recht zu leben hatte, anfangs mit kleinen Summen, später gar nicht mehr unterstützt. Denke an die heftigen Scenen, die in diesem Saal sich ereignet! Außerdem mag er auch wohl im Stillen zu wühlen die Absicht haben . . . Die Noth Krüger's hat ihn gezwungen, uns ein Lebenszeichen zu geben."

„Warte noch, sprich heute nicht mit Mathilden. Es ist Zeit, wenn ich den Baron gesehen habe. Gleich nach Tische fahre ich zu ihm . . . sein Gut ist nicht weit . . ."

„Sein schwer verschuldetes Gut!" seufzte Constanze.

Bei diesem Entschlusse ließen es vorläufig die beiden Gatten, die durch Krüger's Andeutung in großen Srecken versetzt waren. Sie erkannten

das Gefahrvolle ihrer Lage. Mochte nun ein Betrüger die Verhältnisse ausbeuten oder mochte Emil wirklich sich gezeigt haben ... die Situation blieb dieselbe. In dem ersten Falle stand das Glück der einzigen Tochter, in dem zweiten das herrliche Schloß mit allen Zubehörungen auf dem Spiele, den moralischen Nachtheil ungerechnet. Constanze, die sonst so ruhige, war ungewöhnlich erregt. Sie liebte ihre Tochter und wußte, daß die geistvolle Mathilde an der Seite des Barons nicht glücklich leben konnte. Ihre Mutterliebe lag mit Geiz und Habsucht im Kampfe. Dazu kam ein maßloser Stolz auf Rang und Reichthum.

Galt es, die glänzende Gräfin zu zeigen, so verschwendete sie . . . sonst war sie geizig. In letzterer Beziehung stand ihr der Graf nicht nach. Felix speculirte Tag und Nacht, um sein Vermögen zu vergrößern. Ein Opfer dieser Speculation sollte der arme Krüger werden. Wir lernen die Einzelheiten derselben noch kennen.

Zäh und hartherzig in der Ausführung seiner Pläne, war der Graf schon ein Schrecken der Landleute geworden, die in Abhängigkeitsverhältnissen zu ihm standen. Das Verwaltungssystem, das er beobachtete, saugte den fleißigen Arbeiter aus, der sich nicht entschließen konnte, das Heimathsdorf zu verlassen. Wie der Reichthum, so mehrten sich die Härte und die Habgier des Gutsherrn. — Während Felix und Constanze in dem Salon überlegten, erwogen, beschlossen und wieder verwarfen, begleiten wir Mathilden.

Die junge Gräfin hatte sich in die sogenannte Einsiedelei begeben, ein Haus von Baumrinde, dicht am Ufer des Sees erbaut. Ein reizenderes Plätzchen läßt sich kaum denken. Das runde Dach ward von einer Gruppe Ulmen beschattet, die es im Halbkreise umstanden. Den Rand des Ufers bedeckte ein Flor köstlicher Blumen, alle in voller Blüthenpracht. Die Hand der jungen Dame hatte das Innere des Häuschens einfach, aber geschmack-

voll geschmückt. Es glich fast einem Boudoir. Mathilde saß an dem offenen Fenster. Ruhig, spiegelglatt lag der See. Am jenseitigen Ufer breiteten sich die Häuser des Dorfes aus. Ueber die Dächer hinweg ragte der Friedhof, der einer Terrasse von Gräbern glich. Man unterschied deutlich die Kreuze und Steine, die hell von der Morgensonne beschienen wurden. Die Kirche und der Thurm bildeten den malerischen Hintergrund der Landschaft, auf der in dieser Stunde ein tiefer Friede ruhete.

Ein Lakai meldete der jungen Dame, daß die gnädige Gräfin nicht kommen werde.

„Was hält die Mutter ab?" fragte Mathilde.

„Ich glaube, eine nothwendige Unterredung mit dem gnädigen Herrn. Nach einer Stunde möchte das gnädige Fräulein in das Schloß kommen."

Diese Anordnung hatte die Gräfin aus Vorsicht getroffen, da sie mit dem Gemahle ungestört berathen wollte.

„Ach, mir ist es nicht unangenehm," dachte die Tochter; „ich bin heute nicht disponirt, der Mutter vorzulesen."

Sie entließ den Lakai.

Was aber sollte sie nun beginnen? Sie blätterte einige Minuten in dem Journale, dann warf sie es bei Seite.

„Ich mache eine Spazierfahrt auf dem See!" rief sie. „Das Wasser ist ruhig, das Wetter schön . . . das Rudern ist eine Arbeit, und der Arzt hat mir Bewegung angerathen."

Sie schloß die Einsiedelei und eilte an das Ufer.

Hier lag ein Kahn zwischen den Büschen. Eine Treppe erleichterte das Einsteigen. Mathilde löste die Kette, ergriff das Ruder und stieß vom Lande. Das zierliche Fahrzeug, der Kraft einer Dame angepaßt, durchschnitt leicht das stille Wasser. Mathilde unternahm heute nicht zum ersten Male eine Spazierfahrt, sie war gewandt

in der Führung des Ruders. Eine Stunde hatte sie Zeit, sie konnte also die kleine Insel besuchen, die in der Mitte des Sees lag. Gefahrvoll war die Fahrt nicht, zumal bei ruhigem Wetter.

Die Insel glich einem schwimmenden Bosket. Grün und duftig erhob sie sich aus der bläulichen Wasserfläche. Eine Schaar Vögel umkreiste die Wipfel der hohen Bäume, die in dem fruchtbaren Boden wurzelten. Der Landungsplatz, den Mathilde nach einer Viertelstunde erreichte, war bequem eingerichtet. Der Kahn glitt in eine künstlich angelegte Bucht. Eine Steintreppe führte an das hohe Ufer. Man hatte der Insel den Charakter der Wildniß gelassen und nur die Wege geebnet, die von dichten Gesträuchen begrenzt wurden. Die Vegetation des kleinen Eilandes war die üppigste.

Mathilde erreichte eine Steinbank, die in kurzer Entfernung von dem Ufer stand. Hier ließ sie sich nieder. Vor ihr breitete sich ein

dunkelgrüner Rasenteppich aus. Ueber ihrem Haupte bildeten Zweige eine schattige Laube. Muntere Vögel, die ungestört nisteten, schmetterten den Morgengesang in die weiche Luft. Das war ein köstliches, ein poetisches Plätzchen. Mathilde holte ein Buch hervor und begann zu lesen. Sie las Matthisson's Gedichte. Wir fügen hinzu, daß die junge Gräfin einen Hang zu poetischer Schwärmerei besaß, dem sie, so oft sie konnte, genügte. Und heute bot sich ihr eine passende Gelegenheit. Sie mochte zehn Minuten gelesen haben, als sich ein leises Rauschen vernehmen ließ. Es war an dem Ufer, das dem gewöhnlichen Landungsplatze gegenüber lag. Das Rauschen kam näher und ward stärker. Mathilde lauschte, nicht frei von Schrecken; sie war ja allein, kein Schutz befand sich in ihrer Nähe. Die Ufer des Sees lagen so fern, daß selbst ihr Rufen nicht gehört werden konnte. Aengstlich stand sie neben der Bank. Da sah sie einen

Kahn, der zwischen den Büschen anlegte. Ein junger Mann sprang an das Ufer. Nachdem er den Kahn an einer hervorspringenden Wurzel befestigt hatte, bog er die Zweige zurück und trat auf den Rasenplatz. Noch gewahrte er die junge Dame nicht; er holte ein Buch aus der Tasche, lehnte sich an eine Ulme, ließ den Blick über den glänzenden Wasserspiegel gleiten und begann dann zu lesen, der Dame den Rücken zugewendet.

Es war Karl Krüger, der angehende Student. Heute glich er schon einem Studenten. Die grüne Mütze mit weißem Streifen bezeichnete die studentische Verbindung, der anzugehören er gedachte. Der schwarze Sammetrock schmiegte sich eng den schlanken, kräftigen Körperformen an. Das lange braune Haar hing schlicht in den Nacken herab.

„Könnte ich doch entfliehen!“ dachte die ängstliche Mathilde. „Wer ist der junge Mann? Wie kommt er auf unsere Insel?“

Karl hatte seine Stellung so genommen, daß er der jungen Gräfin den Weg versperrte. Er konnte noch lange lesen. Sollte sie an ihm vorübergehen, leicht grüßen, wie es der Anstand erforderte, und ruhig den Kahn besteigen? Das wäre das einfachste Auskunftsmittel gewesen; aber der armen Mathilde war so bange, daß sie sich schwer dazu entschließen konnte. Noch nie hatte sie sich mit einem jungen Manne allein befunden, und jetzt hier, auf der einsamen Insel . . . stand sie einem Studenten gegenüber.

Plötzlich wandte sich der Lesende, um nach der Bank zu gehen. Nach zehn Schritten stand er vor der zitternden Mathilde. Karl erschrak. Ehrerbietig zog er seine Mütze. Er kannte die junge Gräfin, er hatte sie oft in der Equipage neben der Mutter gesehen und ihre Schönheit bewundert. Jetzt stand sie dicht vor ihm, weiß gekleidet, ein Waldfräulein in dem frischen Grün der

Blätter. Karl war in den ersten Augenblicken keines Wortes mächtig.

„Ich räume Ihnen den Platz, mein Herr!" begann Mathilde. „Bleiben Sie getrost. Sie werden ungestört sein."

Diese Worte hatte sie so mild gesprochen, daß dem jungen Manne der Muth schnell zurückkehrte.

„Verzeihung, gnädiges Fräulein, an mir ist es, den Platz zu räumen . . . ich bin der, der widerrechtlich die Insel betritt . . . die Poesie des einsamen Ortes verleitete mich zu einem Vergehen . . ."

„Das sehr verzeihlich ist. Aber kennen Sie mich denn?" fragte Mathilde, die ebenfalls wieder Muth schöpfte, als sie das gutmüthige und zugleich schöne Gesicht des jungen Mannes gesehen hatte.

„Ich habe die Ehre, Fräulein Tochter des Gutsherrn meines Vaters um Verzeihung zu bitten."

„Wer sind Sie denn?“ fragte neugierig Mathilde.

„Karl Krüger, der Sohn des Pachters . . . Dort liegt das Gehöft, das schon mein Großvater bewirthschaftete. Ich habe Ferien . . . auf meinen Spazierfahrten wagte ich es, die Insel zu betreten, die ich verlassen wähnte . . . das stille Plätzchen hat für mich einen wunderbaren Reiz . . . die völlige Einsamkeit fordert zum Nachdenken auf . . . Hätte ich eine Ahnung davon gehabt, daß ich Sie stören könne . . .“

„Was lesen Sie denn?“

„Die Georgica des Virgil.“

„Des Dichters der Aeneide?“

„Desselben.“

„Was behandelt die Georgica?“

„Den Landbau, gnädiges Fräulein. Es ist dies Gedicht, nach meiner Ansicht, das vollendetste des großen römischen Autors. Der echt poetische Geist, der es durchweht, die fein gefeilte Kunst=

form in Rhythmus und Sprache . . . es ist ein Hochgenuß, das Werk hier zu lesen."

„In der Originalsprache?"

„Ja."

„Ich bewundere Sie!" sagte Mathilde lächelnd.

„Warum?"

„Wer der lateinischen Sprache so mächtig ist, daß er die Schönheiten der alten Dichter herausfindet . . ."

„Verzeihung . . . mir eine classische Bildung anzueignen, ist die Aufgabe meines Lebens. Wie anders kann ich die Mühen und Sorgen meines guten Vaters belohnen als dadurch, daß ich recht fleißig studiere . . . engherzige Bauern meinen, der Krüger will hoch hinaus mit seinem Sohne . . . es wäre doch zu traurig, wenn ich nicht ein Resultat erzielte. Doch, ich trete den Rückweg an, gnädiges Fräulein . . . Verzeihen Sie mir, daß ich es wagte . . ."

„Bleiben Sie doch!" rief die junge Gräfin.

Wem schadet es, wenn Sie auf der Insel ein Stündchen verträumen? Und Ihnen nützt es Ihnen gewährt es einen Genuß . . . Kennen Sie Matthisson's Gedichte?“ fragte sie rasch.

„Seine Naturschilderungen sind köstlich!“

„Herr Krüger, ich erlege Ihnen eine Strafe auf dafür, daß Sie ohne Erlaubniß in mein Gebiet eingedrungen sind . . . Lesen Sie mir aus Virgil's Georgica vor, damit ich einen Begriff auch von diesem Werke des großen Dichters erhalte.“

„O wie gern!“

„Setzen Sie sich auf die Bank.“

Er nahm bescheiden Platz. Dann las er mit volltönender Stimme die herrlichen Verse. Nach einigen Minuten rief Mathilde: „Das klingt schön, sehr schön; aber ich verstehe kein Wort davon. Die lateinische Sprache ist mir völlig fremd. Uebersetzen Sie mir die Verse, die Sie gelesen . . . ich bitte darum!“

Und Karl begann den Inhalt deutsch wiederzugeben. Mathilde war erstaunt über die Klarheit und Schönheit der Sprache des Uebersetzers, der nicht einen Augenblick um die Wahl der Worte in Verlegenheit kam. Wie glühte sein Auge vor Begeisterung, wie voll und markig klang die jugendliche Stimme! Die Gräfin vergaß, daß sie sich mit dem jungen Manne auf der einsamen Insel allein befand.

Karl senkte das Buch.

„Ich langweile Sie! Meine Uebersetzung kann nur mangelhaft ausfallen . . .“

Er sah, wie die junge Dame erröthete. Auch seine Wangen färbten sich mit Purpur; er hatte in ein seelenvolles, wunderbar schönes Auge geblickt. Sein Kopf brannte; aber ein kalter Schauer durchrieselte seine Adern.

„Ihr Vortrag veranlaßt mich, eine Bitte auszusprechen,“ flüsterte sie. „Lesen Sie ein Gedicht von Matthisson.“

Karl empfing das Buch aus ihrer Hand, öffnete es und las: „Elegie am Genfersee.“

Er hatte den letzten Vers vorgetragen. Mathilde schien immer noch zu lauschen. Karl blätterte und las das kleine Gedicht „Die Hoffnung.“

„Ich danke Ihnen!“ sagte bewegt die junge Dame. „Sie haben mir erhebende Augenblicke bereitet.“

Nun sah sie nach der Uhr, die an ihrem Gürtel hing.

„Schon so spät!“ rief sie erschreckt. „Wie rasch die Zeit vergangen ist! Ich ertheile Ihnen gern die Erlaubniß, unsere Insel nach Gefallen zu besuchen. Wählen Sie die Morgenstunden, Sie werden dann immer ungestört sein.“

Sie verneigte sich und verschwand zwischen den Büschen. Einige Minuten später sah Karl ihren Kahn auf der Fläche des Sees; ihr weißes

Kleid schimmerte hell in der Morgensonne. Er blickte ihr so lange gedankenvoll nach, bis das leichte Fahrzeug das jenseitige Ufer erreichte. Jetzt bemerkte er, daß er ihr Buch noch in der Hand hielt.

„Wählen Sie die Morgenstunden," murmelte er; „Sie werden dann immer ungestört sein. Was will die Gräfin mit diesen Worten andeuten? Es liegt eine Hoffnung, aber auch eine Andeutung darin, die nicht mißzuverstehen ist. Sie wird nicht wiederkommen, damit ich ungestört bleibe."

Noch eine Stunde saß er träumend auf der Bank. Virgil und Matthisson hatten kein Interesse mehr für ihn. Dann bestieg er den Kahn und fuhr über den See. Das Buch Mathilde's lag auf seiner Brust. Spät um Mittag betrat er die väterliche Wohnung. Die Mutter hatte sich schon geängstigt; sie empfing den Sohn mit

sanften Vorwürfen und brachte eifrig das Mittagsmahl, das sie ihm in der Küche hübsch warm gehalten hatte. Der Vater war bereits in's Feld gegangen.

IV.

Das gräfliche Ehepaar befand sich noch in dem Saale, als ein Diener den Baron von Herzfeld anmeldete.

Constanze sah ihren Gatten mit einem vielsagenden Blicke an.

„Der Baron ist willkommen!“ rief der Graf.

Die Gräfin befahl dem Diener, Mathilden nachzueilen und ihr zu sagen, daß sie, die Mutter, nicht komme.

Gleich darauf trat der Baron ein. Er war ein Mann von fast fünfzig Jahren, aber rasch und lebhaft in allen seinen Bewegungen. Sein Haar, das er färbte, war schwarz. Ein schwarzer Schnurrbart, der in gedrehte Spitzen auslief, gab

ihm ein militärisches Aussehen. Auch seine Haltung war die eines Officiers. Er trug einen englischen Reitanzug, der seiner hohen Gestalt vortrefflich stand. Der grüne Frack mit Goldknöpfen schloß einen breiten, starken Oberkörper ein. Eng anliegende Hosen von gelbem Wildleder und feine Reitstiefeln mit silbernen Sporen vollendeten die Toilette des deutschen Edelmanns. Nachdem er der Gräfin die Hand geküßt, grüßte er den Grafen durch einen kräftigen Händedruck. Man ließ sich an dem Tische nieder, der in der Nähe des vergoldeten Kamins stand. Ein riesiger Blumenstrauß füllte das Innere dieses Kamins aus.

„Wir sind doch unbelauscht?“ fragte der Baron. Die Gräfin bejahete es.

„Ich bringe eine Hiobspost.“

„Nun?“

„Emil lebt noch!“

„Wissen Sie es genau, Baron?“

„Er hat sich diesen Morgen mir vorgestellt.“

Das war wirklich eine Hiobspost, die ihre Wirkung nicht verfehlte. Der Graf und die Gräfin blickten bestürzt zu Boden. Der Baron lächelte und drehte die Spitzen seines gewichsten Bartes, als ob er sich an dem Schrecken des Ehepaares weidete. Der Graf erzählte, was er wußte, und fügte hinzu, daß er an eine Betrügerei geglaubt habe.

„Es ist leider die reinste Wahrheit!" rief der Baron mit tiefer Baßstimme. „Emil nimmt keinen Anstand, seine Feigheit zu documentiren; er droht, sich öffentlich zu zeigen und seine Rechte zu reclamiren, wenn man ihn nicht mit einer halben Million abfindet. Die Ehrensache mit mir will er durch ein Pistolenduell ordnen. Dies hat er kategorisch erklärt."

„Und Sie, Baron?" fragte die Gräfin.

„Ich habe ihn ohne Gegenerklärung entlassen, unter dem Vorwande, mit Ihnen zu berathen. Er will nach einiger Zeit wieder anfragen."

„Was gedenken Sie zu thun?"

Der Baron zuckte mit den Achseln.

„Der Fall ist seltsam, wunderlich. Ich kann mich auf meine sichere Hand verlassen; aber was für ein Vortheil erwächst mir, wenn ich Ihren Schwager niederschieße? Die Welt kennt den Ausgang des ersten Duells . . . ich habe ihr gegenüber Satisfaction erhalten. Man wird Emil verachten, wenn er sein Wort nicht hält; von mir kann die Rede nicht mehr sein."

„Sie müssen das Pistolenduell annehmen."

„Gnädige Gräfin . . ."

„Retten Sie das Vermögen Ihrer Braut!" rief Constanze entschieden.

„Das wäre ein zwingender Grund! Für die reizende Mathilde thue ich Alles, Alles!"

„Verkennen Sie das Zögern nicht, das ich bisher beobachtete . . . meine Tochter war noch zu jung, auch mußte ich sie nach und nach von den Beziehungen in Kenntniß setzen, in denen

Sie zu uns stehen. Es wird nicht schwer sein, Mathilden zu bestimmen; sie ist in echt aristokratischen Grundsätzen erzogen und hat bisjetzt keinen Mann kennen gelernt, der irgend Eindruck auf ihr Herz gemacht. Ich wollte den nächsten Winter noch vorübergehen lassen; nach Lage der Dinge aber ist es möglich, daß wir uns früher arrangiren."

„Sie haben mein Wort!" rief der Graf, der sich unruhig erhob. „Mathilde wird Ihre Frau und wir Alle bilden fortan eine Familie. Dann bleibt das Vermögen beisammen."

Der Baron verneigte sich.

„Sie machen mich glücklich, indem Sie mir diese Aussicht eröffnen; aber, Freund, es darf bei der Aussicht nicht bleiben. In meinen Jahren hat man nicht viel Zeit mehr zu verlieren . . . Ich lege die Angelegenheit in Ihre Hand. Mein Hochzeitstag wird der Todestag Emil's sein . . . es müßte sonst seine Kugel mich treffen."

„Das fürchte ich nicht! Sie sind der beste Schütze im Lande . . . Baron, erwerben Sie sich durch ein ehrliches Duell Ihre Frau! Für heute sind Sie unser Gast; Sie werden Mathilden sprechen und uns die Vorbereitungen treffen helfen Machen wir einen Spaziergang durch den Park."

Die Gesellschaft verließ den Salon und trat über die Veranda in den Garten. Dem Anschein nach war eine zwischen dem Baron und dem Grafen herrschende Spannung beseitigt. Wir theilen kurz den Grund dieser Spannung mit. Der verstorbene Graf von Liskau hatte dem ebenfalls verstorbenen Vater des Barons ein Kapital von achtzigtausend Thalern geliehen und dafür als Sicherheit die erste Hypothek auf dem Gute Herzfeld erhalten. So lange der alte Graf lebte, dessen war man gewiß, wurde dieses Kapital nicht gekündigt. Der alte Baron von Herzfeld starb zuerst. Hans von Herzfeld, den wir im englischen Costüme gesehen, war der einzige Erbe;

er übernahm das Gut mit dieser Schuldenlast. Emil von Liskau war der älteste Sohn des Grafen und auf ihn mußte das große Gut übergehen. Emil und Hans waren die erbittertsten Feinde; sie erbleichten vor Groll, wenn der Zufall sie einander entgegenführte. Den Grund dieser gräßlichen Feindschaft lernen wir noch kennen. Daß Emil, sobald er Herr von Liskau geworden, dem Feinde das Kapital kündigen würde, lag außer Zweifel. Der Baron hätte schwerlich einen andern Darleiher gefunden und sein Stammgut hätte verkauft werden müssen. Graf Felix von Liskau, der jüngere Bruder Emil's, kannte und benutzte dieses Verhältniß. Er verband sich mit dem Baron und dieser provocirte eins jener seltsamen Duelle, die glücklicherweise nicht oft vorkommen. Hans und Emil los'ten. Der, der das kürzere Loos zog, hatte sich bis zu einem bestimmten Tage selbst zu entleiben. Die Losung war in Gegenwart von Zeugen geschehen.

Emil war der, der Hand an sich legen mußte. Um die ihm zugemessenen Tage zu genießen, ergab er sich dem ausschweifendsten Leben. Er brauchte viel Geld, machte Schulden und fügte seinem betagten Vater ein schweres Herzeleid zu. Der alte Graf aber hielt fest an den Satzungen seines Hauses; er verordnete testamentarisch, daß Felix nur das Gesammtvermögen von seinem Bruder Emil erben könne, da er glaubte, der Erstgeborene werde sich zu einem besseren Leben bequemen. Der Vater starb plötzlich und, wie man sagte, vom Schlage getroffen über die Nachricht, daß man die Leiche seines ältesten Sohnes aufgefunden. Die Dinge verliefen nun, wie man gehofft. Felix ward Gutsherr und als solcher quittirte er die achtzigtausend Thaler, die er von dem Baron zu fordern hatte. Der Baron, ein Lebemann, versank bald wieder in Schulden; er näherte sich später dem Grafen, dessen Glück begründet zu haben er vorgab, und bewarb sich

um Mathilden, die zu einer schönen Jungfrau heranreifte. Constanze, die vorsichtige Frau, wußte den Bewerber hinzuhalten und nur jetzt erst, bei der drohenden Gefahr, versprach sie ihre Einwilligung. Nach ihrer Ansicht konnte nur der Baron den gefährlichen Mann beseitigen. Auch würde der Schwiegersohn, so wähnte sie, das Geheimniß treulich bewahren, da sein eigenes Interesse es erheische. Die stolze, habsüchtige Frau bebte vor dem Verbrechen nicht zurück, die einzige Tochter, ein blühendes Mädchen, an einen bekannten herzlosen Wüstling zu fesseln.

Man kam bei der Einsiedelei an.

Das kleine Gebäude war verschlossen.

„Wo ist Mathilde?" fragte die Gräfin, die durch die farbigen Fenster gesehen hatte.

Der Baron überblickte durch sein Lorgnon den See.

„Ah, dort kommt ein Kahn!" rief er. „Eine Dame führt gewandt das Ruder!"

„Es ist Mathilde! Das unbesonnene Mädchen!“

Mathilde legte an, fesselte den Kahn und sprang heiter an das Ufer. Lächelnd hörte sie die Vorwürfe der Mutter, die sich über die Kühnheit der Schifferin entsetzte.

„Beruhige Dich, liebe Mutter,“ bat sie schmeichelnd; „der See ist so ruhig und ich bin so gewandt in der Führung des Ruders, daß eine Gefahr für mich nicht erwachsen kann. Die Spazierfahrt hat mir wohlgethan.“

Die Wangen der jungen Gräfin glüheten; sie sah in der Erregung reizend aus.

Der Baron stellte sich ihr vor; er küßte ihr sogar die Hand. Mathilde zuckte zusammen, als sie die kalten, rauhen Lippen fühlte. Sie hatte stets ein Grauen vor dem Manne empfunden, der sich ihr zärtlich näherte. Der Plan der Eltern war ihr völlig fremd; sie dachte nicht an die Möglichkeit einer Verbindung mit dem Baron, der mehr als um die Hälfte älter war als sie.

Mathilde überwand ihren Widerwillen, sie beobachtete als fein gebildete Dame ein Benehmen, das den Freund des Vaters nicht verletzen konnte. Der alte Roué gab sich Mühe, liebenswürdig zu erscheinen, indem er den Jüngling spielte. Er sprach von Jagden, Landpartien, Bällen und seiner Gewandtheit im Schießen und Fechten. Auch würzte er seine Unterhaltung mit Anekdoten. Ermüdet kehrte die Gesellschaft eine Stunde später in das Schloß zurück. Mathilde betrat ihr Zimmer, das im ersten Stocke des prächtigen Gebäudes lag. Jetzt ward ihr Zeit, über die Ereignisse des Vormittags nachzudenken. Karl Krüger, der interessante Student, trat in den Vordergrund. Sie sah ihn, das Buch in der Hand, und hörte ihn die Gedichte Matthissons vortragen. Das war ein anderer Mann als der Baron, dessen Gespräch sich nur um fade Dinge drehte. Aber nicht allein Karl's Bildung hatte die junge Gräfin für ihn eingenommen, sondern

auch die schöne, kräftige Gestalt und das interessante Gesicht desselben. Der Blick seines großen und geistvollen Auges war ihr tief in das Herz gedrungen. Sie dachte an ein neues Zusammentreffen auf der Insel, das natürlich nur der Zufall fügen mußte. Karl sollte ihr noch andere Gedichte vorlesen in der reizenden Einsamkeit, sie wollte aus der Unterhaltung mit ihm Nutzen ziehen. Des Barons gedachte sie weiter nicht, denn ihre jugendliche Phantasie malte sich eine reizvolle Zukunft. Da trat plötzlich die Mutter ein. Es war dies ein seltener Fall. Die stolze Dame ließ die Tochter stets zu sich entbieten, wenn sie mit ihr sprechen wollte. Heute kam sie selbst.

„Setze Dich zu mir, mein Kind!"

Constanze führte die Tochter zu der Ottomane.

„Ich habe Dein Zimmer zu der Unterredung gewählt, die für unsere Familie von großer Wichtigkeit ist. Daß ich nur Dein Glück wollen

kann, bedarf wohl kaum der Versicherung . . . ich schicke diese Bemerkung voraus, damit Du meine Absicht nicht verkennst . . . Die einzige Tochter geht mir über Alles . . . Der Baron von Herzfeld hat um Deine Hand angehalten . . .“

„Mutter!“ rief Mathilde bestürzt.

„Der Vater weist den Baron nicht zurück,“ fuhr Constanze ruhig fort, „und ich füge mich dem Willen meines Gemahls. Demnach haben wir dem Nachbar, den wir schätzen, gestattet, daß er sich um Deine Gunst bewerbe. Hans von Herzfeld hat Dir bisher fern gestanden; Du weißt nun seine Annäherung zu deuten.“

Mathilde war keines Wortes mächtig. Zitternd und bleich starrte sie die Verkünderin dieser Unglücksbotschaft an.

„Ich begreife,“ fügte Constanze hinzu, „daß Dich meine Mittheilung überrascht; aber vertraue nur uns, Deinen Eltern. Wir haben reiflich überlegt und gefunden, daß der Baron ein Mann für

Dich, ein Schwiegersohn für uns ist. Alle unsere Familieninteressen vereinigen sich . . ."

„Mutter," begann Mathilde mit zitternder Stimme, „über den Charakter des Barons habe ich kein Urtheil; aber wenn ich mein Gefühl frage, so erhalte ich die Antwort, daß es mir unmöglich sein wird, mein Leben an das des Barons zu knüpfen."

„Ist die Heirath eine Gefühlssache?" fragte Constanze spöttisch und kalt lächelnd. „Der Pöbel mag sie dafür halten . . . dem Adel ist sie Convenienz. Frage Dich als Gräfin von Liskau . . . Durch die Vereinigung zweier alter Geschlechter wird ein ruhmreicher Stammbaum fortgepflanzt, dessen Aeste in die ersten Familien des Landes sich erstrecken. Die Baronesse von Herzfeld wird als Fürstin leben."

„Es giebt sehr unglückliche Fürstinnen, Mutter!"

„Ah, spukt die bürgerliche Romantik in Deinem Kopfe?"

„Nein."

„Du wirst Dich dem Willen Deiner Eltern fügen!"

Die Augen der Gräfin blitzten schon. Der Widerspruch reizte sie.

„Mutter, ich kann dem Baron nicht geneigt sein; der Mann flößt mir Grauen ein. Dir muß ich mich offen aussprechen . . ."

„Weil Du ein Kind bist!"

„Und ein Kind willst Du an den alten Mann fesseln!

„Mathilde!"

„Mutter! Mutter!"

„Ich bin gewohnt, Dich stets gehorsam zu finden. Reize meinen Zorn nicht! Unsere Wahl ist getroffen, nichts kann sie abändern . . . Der Baron hat bereits unser Wort."

Die Tochter zuckte heftig zusammen.

„So hat man über mich verfügt," flüsterte sie, „als ob ich ein willenloses Geschöpf wäre! Das ist nicht wohl gethan, Mutter. Du wähntest mein Glück zu befördern, und machst mich grenzenlos elend."

Sie konnte die Thränen nicht zurückhalten, die gewaltsam ihren Augen entquollen.

„Was ist das?" fuhr Constanze auf. „Was soll das bedeuten? — Mathilde, hast Du vielleicht ohne unser Vorwissen . . . nein, ich kann, ich mag es nicht glauben! Hast Du mir ein Geheimniß zu entdecken?"

„Nichts, Mutter, nichts! Jede Falte meines Herzens liegt offen vor Dir. Ich kann dem Baron nicht die Hand reichen . . . und Du wirst mich nicht zwingen wollen, Dir ungehorsam zu sein."

Die Gräfin verließ rasch ihren Platz. Mit flammenden Blicken sah sie die Tochter an, der sie einen so zähen Widerstand nicht zugetraut

hatte. Mathilde sank zu den Füßen der Mutter nieder.

„Liebst Du mich, Mutter," schluchzte sie, „so gieb den Plan auf, der mich in das Verderben stürzt. Soll ich der Convenienz wegen elend werden?"

„Genug! Brechen wir für jetzt ab. Gehe mit Deinem Verstande, gehe mit Deinem kindlichen Herzen zu Rathe und mache Dich mit dem Gedanken vertraut, den anzuregen die Elternpflicht uns veranlaßt. Ich sage Elternpflicht, Mathilde . . . auch für uns giebt es zwingende Verhältnisse, wenn wir das Glück unseres einzigen Kindes im Auge haben. Den gefaßten Plan können wir nicht aufgeben, es sei denn, daß wir die Ehre unsres Hauses vergessen."

Stolz wie eine Königin, die einen Machtspruch gethan, verließ die Gräfin das Gemach.

Mathilde richtete sich langsam empor.

„Daß wir die Ehre unsres Hauses vergessen!"

wiederholte sie flüsternd. „Hängt denn diese Ehre von dem Baron ab? Der furchtbare Mann deutet vielleicht ein Geheimniß aus . . . so muß es wohl sein. Wie anders könnte die Mutter auf den Gedanken kommen, ihr einziges Kind mit diesem Manne zu verbinden? Sie hat auch von zwingenden Verhältnissen gesprochen . . . Mein Gott, mein Gott! Der Tag begann so glücklich, und jetzt schon umzieht eine trübe Wolke die strahlende Sonne. Ach, könnte ich doch klar sehen, könnte ich nur einen Blick werfen in die zwingenden Verhältnisse."

„Unwillkürlich stellte sie Vergleiche an zwischen dem Baron und Karl Krüger; sie konnte den Wunsch nicht unterdrücken, daß Karl an Stelle des Barons stände. „Dann freilich," so dachte sie, „wäre es anders! Dann würde es mir sehr leicht werden, der Mutter gehorsam zu sein." Durch Thränen machte Mathilde ihrem bekümmerten Herzen Luft. Zu einem festen Entschlusse

konnte sie nicht gelangen, nur das Eine fühlte sie klar: die Gattin des Barons zu werden, war ihr unmöglich. Als die Kammerfrau zu Tische rief, rang sie gewaltsam nach Fassung. Sie ging in den Saal. Des drohenden Blickes der Mutter bedurfte es nicht, sie an ihre Pflicht zu mahnen. Sie beobachtete ein Benehmen, das den Baron, der Tischgast war, nicht verletzen konnte. Wie unleidlich kam ihr der Bräutigam vor, zumal wenn er sich zärtlich zeigen wollte. Als nach Tische die aufwartenden Diener sich entfernt hatten, gab er im Gespräche die Absicht zu erkennen, sich zu verheirathen. Dabei sah er nach der reizenden Mathilde, deren Gesicht purpurroth ward. Dann mußte Mathilde singen und spielen. Ihre Stimme zitterte, ihre Hände glitten kraftlos über die Tasten des Instruments.

„Sie ist zu verwirrt, Baron!“ flüsterte ihm die Mutter zu. „Ich habe ihr bereits Andeutungen gegeben, die sie nicht mißverstehen kann.

Bedenken Sie die Jugend, die Unerfahrenheit... Nach einigen Tagen wird sich Mathilde mit dem Gedanken vertraut gemacht haben, und Sie werden ein empfängliches Ohr für Ihre Bewerbungen finden. Ich ebene Ihnen den Weg . . ."

„Sie sind eine herrliche, eine anbetungswürdige Frau!" flüsterte der glückliche Baron zurück. „Meine Dankbarkeit wird grenzenlos sein."

„Wahrhaftig?"

„Ich verpfände meine Ehre!"

„O, ich glaube Ihnen."

„Ihr Feind ist auch der meinige."

„So vernichten Sie ihn, Baron. Ich habe keine ruhige Stunde . . ."

„Verlassen Sie sich auf meine sichere Faust, die ihren Mann zu treffen weiß."

Mathilde endete ihr Spiel.

Der Baron hatte wenig davon gehört; aber er rühmte den Gesang, der ihn wahrhaft entzückt habe. Und bei dieser Gelegenheit küßte er die

Hand, die so meisterhaft gespielt. Er sprach auch von schönen Lippen und herrlichen Augen, von schmelzender Stimme und Innigkeit des Gefühls. Der alte Geck glaubte zu rühren, und erregte Ekel.

Eine schwere Last fiel dem armen Mädchen vom Herzen, als der Baron gegen Abend Abschied nahm.

„Darf ich bald wiederkommen?" fragte er Mathilden.

„Sie sind ein Freund meiner Eltern . . ."

„Ich möchte auch der Ihrige sein," sagte er zärtlich.

Sie verneigte sich tief und trat zurück.

„Graf," rief der Baron dem Vater zu, „Ihre Tochter ist ein Engel!"

Dann verließ er das Schloß, schwang sich auf das im Hofe harrende Pferd und sprengte aus dem Thore.

Der Graf befahl, daß der Wagen vorfahre.

Eine Viertelstunde später hatten Mutter und Tochter Toilette gemacht. Die gräfliche Familie unternahm die gewöhnliche Abendspazierfahrt um den See. Federleicht rollte der elegante Wagen auf der ebenen Straße dahin. In den Bäumen, die am Ufer standen, sangen die Vögel. Die Luft war erfrischend kühl. Die Insel auf der Mitte der schimmernden Wasserfläche bot dem Auge einen angenehmen Ruhepunkt. Mathilde gedachte des Studenten, mit dem sie dort allein gewesen. Ein wunderbares Gefühl beschlich sie ... wie weit lagen die Ufer von dem reizenden Plätzchen, wie traulich lud das Grün, das scharf von dem blauen Wasserspiegel abstach, zum Besuche ein. Und Mathilde sehnte sich danach. War es Karl's oder des traulichen stillen Plätzchens wegen? Sie wußte es nicht; nur so viel war ihr klar, daß ihr die Insel heute anders erschien, als sonst, und daß die Einsamkeit dort lieblicher sei, als in dem Schloßgarten.

Der Wagen fuhr durch das Dorf; die Landleute, die zufällig vor den Gehöften standen, grüßten ehrerbietig. Der Graf dankte kaum; er lag sinnend in dem Rücksitze. Mathilde übernahm es, die Grüße zu erwidern. Jetzt erschien ein Gehöft, dessen Mauern weiß angestrichen; sie schimmerten schon von Weitem. Da saß ein junger Mann auf der Steinbank neben der Pforte. Er las so eifrig in einem Buche, daß er nur dann den Wagen erst bemerkte, als dieser dicht an ihm vorüberfuhr. Nun sah er auf . . . es war Karl, der sich erhob und durch eine leichte Verbeugung grüßte. Mathilde erkannte das Buch, sie sah auch, wie Karl erröthete und dann stehen blieb, um dem rasch fahrenden Wagen nachzusehen. Die junge Gräfin fühlte eine brennende Hitze auf ihren Wangen, sie fächelte sich mit dem Tuche Luft zu und beugte sich zur Seite, um die grüne Fläche eines Kornfeldes zu überblicken, das sich an der Gartenmauer ausbreitete. Die Hitze

verschwand nach und nach von ihren Wangen; traurig sah sie vor sich nieder, die prachtvolle Abendlandschaft hatte keinen Reiz mehr für sie.

V.

„Du bist gestern auf der Insel gewesen?“ fragte der alte Krüger seinen Sohn am nächsten Morgen.

„Ja, Vater. Wie kannst Du das wissen?“

„Ich habe Dich im Kahne gesehen.“

„Die Insel ist das schönste Plätzchen in unserer Gegend.“

„Mag wohl sein,“ sagte der Alte.

„Die Neugierde trieb mich, sie zu betreten.“

„Auch gut; aber ich rathe Dir, Deine Neugierde nicht wieder zu befriedigen.“

„Warum, Vater, warum?“

„Weil der Graf es übel vermerken könnte.“

„Ich richte nicht den kleinsten Schaden an.“

„Glaube es Dir; aber bleibe weg. Kommt der alte Kunz Dir einmal auf die Fersen, so denuncirt er Dich.“

„Der alte Wasservoigt wird doch nicht annehmen, daß ich ein Dieb sei?“

„Hüte Dich vor ihm, der Kerl ist tückisch. Was auch willst Du auf der Insel? Fahre an dem Ufer hin, das zu unserm Pachthofe gehört, und Du hast der Zerstreuung genug. Ich mag mit den Leuten vom Schlosse nicht in Zank gerathen; habe meine Gründe dazu.“

Vater Krüger nahm Hut und Stock und ging in das Feld.

„Ach,“ dachte Karl seufzend, „daß ich dem guten Vater ungehorsam sein muß! Es ist übrigens keine Gefahr dabei, denn die junge Gräfin hat mir die Erlaubniß zum Besuche der Insel ertheilt. Kann ich denn wegbleiben? Darf ich es? Nein, ich muß wissen, ob sie zur bezeichneten Stunde wiederkommt. Freilich, es wäre besser gewesen,

ich hätte die Insel nie besucht. Die junge Gräfin will mir nicht mehr aus dem Sinne . . . wohl bin ich ein Thor, daß ich an sie denke; aber ich muß ihr doch das Buch zurückgeben . . . es ist ihr Eigenthum.

„Karl!" rief leise eine Stimme.

Der Student sah erschreckt auf.

„Mutter!"

Die Mutter stand hinter ihm.

„Warum starrst Du so an die Decke, Karl?"

„Habe ich an die Decke gestarrt?" fragte er verwundert.

„Ei freilich, und wie! Mir wurde bange."

„Ohne Grund, Mutter."

„So habe ich Dich noch nicht gesehen, Karl."

„Beruhige Dich, Mutter; ich habe über einen schwierigen Satz nachgedacht, der mich seit gestern beschäftigt. Um endlich zur Lösung desselben zu gelangen, werde ich einen Spaziergang machen, bevor ich in mein Stübchen zur Arbeit gehe.

Karl trat vor den Spiegel und ordnete seine Toilette. Das Mütterchen beobachtete ihn seelenvergnügt; es war stolz auf den schmucken Sohn, und das mit Recht.

„Du kehrst also bald zurück?"

„Ja Mutter, aber kümmere Dich nicht, wenn ich ein Stündchen länger bleibe. Ich benutze das schöne Wetter und vergnüge mich auf meine Weise in der freien Natur."

„Die Gelehrten sind wunderliche Leute," dachte Mutter Krüger; „das sagte mein seliger Vater schon, der vornehme Bekanntschaften hatte."

Der Sohn nahm ein Buch und verließ das Haus. Bald erreichte er die Uferstelle, wo der Kahn im Schilfe lag. Er bestieg das leichte Fahrzeug und fuhr auf den See hinaus. Ein leichter Wind milderte die Hitze, die der am wolkenlosen Himmel schwebenden Sonne entströmte. Schaaren von Wasservögeln schwärmten über der blinkenden Fläche hin, die sich leicht

kräuselte. Die fernen Ufer verschwommen in dem Graublau des Horizontes. Karl ruderte der Insel zu, die er nach einer Viertelstunde erreichte. Er legte an und stieg an's Land. Ein unbeschreibliches Gefühl beschlich ihn, als er den Boden betrat, der für ihn etwas Geweihtes, Heiliges hatte. Wie träumend ging er durch den umbüschten Weg. Die Bank auf dem Rasenplatze war leer. Die Vögel sangen wie am Tage zuvor, der Wind flüsterte poetisch in den dichten Blättern der Bäume . . . aber es war heute doch ganz anders auf der einsamen Insel; die Ruhe und Stille, die er sonst so anziehend gefunden, genügten dem jungen Manne nicht. Er begann zu lesen . . . Die Dichtung fesselte ihn nicht. Schon nach einigen Minuten schloß er das Buch und ging nach dem gegenüberliegenden Landungsplatze. Ein freudiger Schreck durchzitterte ihn. Er hörte Ruderschläge. Noch konnte er das Boot nicht sehen, das von den Bäumen

am Ufer verdeckt ward. Peinliche Minuten verflossen. Wenn der Wasservoigt oder Mathilde in Begleitung der Mutter käme! Jetzt schimmerte ein weißes Gewand durch die Büsche . . . die Spitze des Kahnes ward sichtbar . . . langsam glitt er in die Bucht . . . die junge Gräfin saß allein auf der umgitterten Bank, das Ruder lag vor ihr im Kahne. Mathilde verblieb noch regungslos an ihrem Platze, als der Kahn schon stand. Plötzlich erhob sie sich, band den Kahn fest und stieg die Steintreppe hinan. Karl stand hinter dem Stamme einer Buche. Er wagte es nicht, hervorzutreten; sein Herz schlug heiß und fieberhaft, vor seinen Ohren rauschte es wie ein heftiger Wind. Mathilde ging langsam und wie es schien vorsichtig weiter. Sie blieb auch von Zeit zu Zeit stehen. So erreichte sie den Rasenplatz. Spähend blickte sie nach allen Seiten. Karl, der vorsichtig gefolgt war, beobachtete sie. Von Stamm zu Stamm schleichend, gelang es

ihm, einen schützenden Erlenbusch zu erreichen. Kaum hatte er das Versteck eingenommen, als er sah, daß Mathilde über den Rasenplatz eilte und die Steinbank bestieg. Nun bog sie die herabhängenden Zweige der Akazien auseinander und lauschte nach dem einige Schritte entfernten Ufer. Wie erschreckt sprang sie auf die Erde; sie mochte den Kahn gesehen haben, der den jungen Mann gebracht hatte. Karl, der sich die Bewegungen Mathilde's nach seiner Weise deutete, dachte zitternd:

„Sollte sie mich erwartet haben? Warum erstieg sie die Bank? Wovor erschrak sie?"

Mathilde hatte sich gesetzt, sie spielte verlegen mit den Bändern ihres Strohhutes. Jetzt trat Karl hervor.

„Ah, da sind Sie ja!" rief die junge Gräfin.

„Ich habe Sie erwartet, gnädiges Fräulein!"

„Erwartet, mein Herr?"

„Ja!"

„Und weshalb?"

„Um Ihnen das Buch zurückzugeben . . ."

„Und des Buches wegen bin ich gekommen!"

„Hier ist es!"

Karl überreichte es. Wer jetzt in den Herzen der jungen Leute hätte lesen können, würde gefunden haben, daß Mathilde das Buch gern verschenkt und Karl es gern empfangen hätte. Aber sie bedurften doch eines Vorwandes zum Besuche der Insel.

„Heute kann ich mich Ihrer geistreichen Unterhaltung nur für kurze Zeit erfreuen, begann Mathilde nach einer Pause; man weiß im Schlosse nicht, daß ich die Fahrt unternommen habe . . . die Eltern könnten besorgen, mir sei ein Unglück zugestoßen . . ."

Karl antwortete verwirrt:

„Ihr Zweck ist erreicht; das Buch befindet sich in Ihren Händen. Hätte ich einen andern Weg gekannt, es Ihnen zu überbringen, ich würde ihn

gewählt haben, um Ihnen die anstrengende Fahrt zu ersparen."

„Gefällt Ihnen das Buch?" fragte sie rasch.

„Ich kenne und schätze die Gedichte . . . aber das Buch hätte für mich einen besondern Werth gehabt . . ."

„So behalten Sie es doch! Ich bitte, behalten Sie das Buch."

Sie gab es ihm zurück.

Karl hatte den Muth, die kleine Hand der Geberin zu küssen. Dann rief er aus:

„Sie machen mich unbeschreiblich glücklich!"

Das Gespräch stockte.

„Nun muß ich fort!" rief plötzlich die Gräfin.

Sie erhob sich.

„Darf ich Sie an das Ufer begleiten?"

Mathilde nahm das Erbieten mit sichtlicher Genugthuung an. Beide gingen durch die schattigen Wege.

„Sie werden also, mein Herr, jeden Morgen auf der Insel sein?“

„Da Sie mir die Erlaubniß ertheilt haben, gnädiges Fräulein . . . ja!“

Wiederum verflossen einige Minuten, ohne daß ein Wort gewechselt ward.

Mathilde hatte den Strohhut auf das Haupt gesetzt.

„Wann reisen Sie zur Universität?“

„Im Herbste.“

„So sehen wir uns wohl einigemal während des Sommers noch.“

„Ich werde keinen Morgen hier fehlen, werde stets Ihrer warten, um die Befehle zu empfangen, die Sie mir geben könnten.“

„ Befehle! O, mein Herr, sprechen Sie das Wort nicht aus!“

„Und doch bezeichnet es richtig das Verhältniß . . . Ich möchte Ihnen immer zu Diensten sein!“

Jetzt lag die Uferstelle vor ihnen, die zum Landungsplatze benützt ward.

„Ich beneide Sie!“ flüsterte Mathilde. „Sie können sich nun furchtlos der Einsamkeit hingeben . . .“

„Der Einsamkeit, die keinen Reiz mehr für mich hat.“

„Die Poesien der alten Klassiker . ...“

„Könnte ich sie Ihnen vorlesen!“ sagte leise der junge Mann.

„Und könnte ich sie hören!“ flüsterte sie zurück.

„Bestimmen Sie doch eine Stunde . . . die Ihnen gelegen ist.“

Mathilde überlegte.

„Morgen früh sechs Uhr!“ rief sie hastig.

„Wo?“

„Auf dieser Insel.“

„Ich werde pünktlich hier sein.“

„Bis acht Uhr vermissen mich die Eltern

nicht . . . Statt daß ich durch den Park gehe, wie jeden Morgen, unternehme ich die Fahrt."

Sie reichte ihm die Hand, die er zum zweiten Male küßte.

„Auf Wiedersehen!"

„Auf Wiedersehen!"

Mathilde sprang in den Kahn.

Karl stieg die Steinstufen hinab und löste die Kette. Das leichte Fahrzeug glitt aus der Bucht. Die Schifferin winkte ihm mit dem weißen Tuche zu. Er schwenkte die Mütze und rief noch ein Mal: „Auf Wiedersehen!" Nun stand er regungslos und blickte ihr nach, bis Kahn und Schifferin in einen Punkt verschwammen.

„Wie ist mir denn?" fragte sich Karl. „Wenn dies Alles ein Traum ist, dann, gütiger Himmel, laß mich nie wieder erwachen! Die Tochter des stolzen Grafen, die reizende Mathilde, würdigt mich ihrer Bekanntschaft! Sie ist allein mit mir auf der einsamen Insel! Ach, wohin kann das

führen? Ich bin ja doch nur der Sohn eines schlichten Landmanns, der Vasall des reichen Grafen ist."

Er drückte das Buch an die Lippen, bestieg den Kahn und fuhr in den See hinaus. Schon nach einiger Zeit legte er das Ruder nieder. Ihm war es gleichgültig, wohin der Kahn sich wendete. Tausend Gedanken durchkreuzten seinen Kopf. Er wiederholte sich die Worte Mathildens, vergegenwärtigte sich ihre Mienen, ihre Bewegungen und zog endlich aus Allem den Schluß: die Gräfin findet Gefallen an dir, sie liebt dich! Die erhitzte Phantasie zeigte ihm eine rosige Zukunft, und die Fährlichkeiten, die sich ihm entgegenstellen konnten, erhöheten die Romantik der Liebe, die in seinem jungen Herzen so rasch Wurzel geschlagen.

„Halt!" rief eine Stimme.

Das Reich der Träume war zertrümmert. Karl sah neben sich einen Kahn, in dem ein alter

Mann saß. Es war der Wasservoigt Kunz, der Schrecken der Landleute, die sich einfallen ließen, einen Fisch zu fangen oder einen Wasservogel zu schießen. Die Kinder, die am Ufer spielten, fürchteten ihn, sie stoben auseinander, wenn der graubärtige Mann, der keine Rücksicht kannte, erschien. Jetzt begegnete er dem Studenten auf der Mitte des See's. Kunz war von Profession ein Fischer; aber da er die Polizei auf dem Wasser übte, trug er einen grauen Rock mit grünem Kragen und an der Ledermütze das gräfliche Wappen. Hirschfänger und Büchse lagen neben ihm.

„Was giebt's?“ fragte Karl, der erschreckt auffuhr.

Kunz, eine herkulische Gestalt, stand aufrecht im Kahne. Er steckte den Hirschfänger in den Ledergürtel. Sein Auge glühte wild aus dem grauen Barte hervor, der fast das ganze Ge-

sicht bedeckte. Die große und breite Nase war dunkelroth.

„Was es giebt?“ wiederholte er.

„Nun ja.“

„Das sollte ich fragen. Der Kahn des alten Krüger, den ich kenne, darf hier nicht fahren.“

„Er richtet keinen Schaden an, Herr Kunz.“

„O, Sie wissen meinen Namen!“

„Kennen Sie mich denn nicht?“

„Nein!“

„Der Besitzer dieses Kahns ist mein Vater.“

Der Wasservoigt schnitt ein grimmiges Gesicht. Lag er auch mit dem alten Krüger nicht in offener Feindschaft, so konnte er ihn doch nicht leiden. Kleine Reibereien zwischen Beiden hatten oft schon stattgefunden. Krüger, der in der Erregung seine Worte nicht wählte, hatte dem groben Wasservoigt nach seiner Weise den Kopf zurechtgesetzt, wie er es nannte.

„Gleichviel!“ rief Kunz.

8*

„Ich mache harmlos eine Spazierfahrt. Weder Fische noch Vögel haben ein Interesse für mich . . .

„Sie dürfen hier nicht fahren!“

„Gut, so werde ich künftig an dem Ufer bleiben, das meinem Vater gehört.“

„Ich pfände Sie!“ rief Kunz, nach der Büchse greifend.

„Was soll das heißen?“

„Sie zahlen einen Thaler oder folgen mir auf das Amt.

„Ereifern Sie sich nicht, alter Freund! antwortete Karl ruhig. Ich trage zufällig einen Thaler bei mir . . . hier ist er.“

Kunz empfing das Geld, das er rasch in einen Lederbeutel steckte.

„Erwische ich Sie noch einmal,“ rief er drohend, „so kostet es das Doppelte an Strafe, zum dritten Male nehme ich Sie mit mir.“

„Thun Sie, was Ihres Amtes ist, Herr

Voigt; mich werden Sie hier nicht wiedersehen ... die Fahrt ist mir doch ein wenig zu theuer."

Karl ergriff das Ruder und gab dem Kahne die Richtung nach dem Pachthofe zu, den er eine Viertelstunde später erreichte.

Der Wasservoigt steuerte nach der Insel. Er war zufrieden mit dem Fange, den er diesen Morgen gethan. Wie bei allen gemeinen Naturen, so war auch bei ihm Habsucht der Grundzug seines Charakters. Wir werden den rauhen Alten später noch näher kennen lernen.

Am folgenden Morgen fuhr Karl, trotz des Verbots, um die verabredete Zeit nach der Insel. Er brauchte nicht lange zu warten; pünktlich, wie er selbst, erschien Mathilde, die heute in graue Seide gekleidet war. Beide gingen langsam nach der Steinbank. Der junge Mann erzählte zunächst sein Zusammentreffen mit dem Wasservoigt und sprach die Befürchtungen aus, die er daran knüpfte. Er hielt dies für Pflicht, um der jungen Dame

nicht Unannehmlichkeiten zu bereiten. Mathilde erschrak; sie bezeichnete den alten Kunz als einen gefährlichen Mann. Doch rasch fügte sie hinzu: „Wir wollen ihn nicht fürchten, er läßt sich zahm machen. Geld vermag viel, vermag Alles! Ich bezahle den Voigt, daß er meine Spazierfahrten nicht sieht . . . wenn es nöthig werden sollte. Wir müssen uns von Zeit zu Zeit sprechen!" rief sie eifrig. Erröthend senkte sie die Blicke zur Erde. „Ich setze voraus," flüsterte sie, „daß Sie einwilligen."

Karl war seiner Sinne kaum noch mächtig.

„Verfügen Sie über mich nach Gefallen," rief er hingerissen; „ich bin Tag und Nacht zu Ihrem Dienste bereit! Gnädiges Fräulein, ich lese es in Ihren Zügen . . . ein Kummer lastet auf Ihrer Seele . . . Sie suchen Zerstreuung und Trost in der Poesie . . ."

„Es ist wahr!" hauchte sie schmerzlich vor sich hin.

„Die Mittheilung eines Geheimnisses erfordert ein großes Vertrauen . . . würdigen Sie mich Ihres unbedingten Vertrauens, ich schwöre Ihnen . . .

„Des Schwurs bedarf es nicht.“

„Theilen Sie sich mir mit!“ bat er dringend.

„Ich will es, ich muß es! Sie sind der Sohn des braven Pachters Krüger?“

„Der einzige Sohn . . .“

„Ist ein Fremder in Ihrem Hause gewesen?“

„Ein Fremder?“

„Ein Freund Ihres Vaters.“

Karl war erstaunt über diese Frage. Einen Freund des Vaters hatte er zwar nicht gesehen, aber er erinnerte sich des Fremden, der in der Nacht angekommen und mit dem Vater eine Unterredung im freien Felde gehabt hatte. Er wußte nicht, ob er das Geheimniß sofort preisgeben sollte. Dem Grafen war nicht zu trauen, wenn er auch dem Pachter Nachsicht geschenkt

hatte. Beargwöhnte er auch die junge Gräfin nicht, so glaubte er doch Anstand nehmen zu müssen, Verhältnisse seines Vaters zu offenbaren, die er, der Sohn, selbst nicht genau kannte.

Mathilde hatte einige Augenblicke geschwiegen, dann sagte sie erröthend:

„Sie haben mich aufgefordert, Ihnen Vertrauen zu schenken . . . jetzt ist es an mir, Sie zu bitten . . . mir zu vertrauen. Ich frage nicht in böser Absicht, frage nicht, um Sie auszuforschen . . . Gott ist mein Zeuge, der Alles sieht und hört! Seien Sie mir ein Freund in der Noth . . . ach, ich werde dankbar dafür sein!“

Sie weinte.

Die Thränen, die den Augen der schönen Gräfin entrannen, rührten den armen Karl, der sie so innig liebte, daß er nicht nur das Verhältniß seines Vaters zu dem Pachtherrn, sondern auch alle Einzelnheiten desselben bis auf die Erscheinung des Fremden, offen erzählte.

„Wie aber können Sie wissen, gnädiges Fräulein . . .

„Ich schließe nur aus Andeutungen, die ich gehört habe. Der geheimnißvolle Fremde ist ein Feind meines Vaters . . . der Baron von Herzfeld, Sie kennen ihn ohne Zweifel, beutet das Geheimniß aus . . . er hat meine Eltern gezwungen, daß sie ihm meine Hand versprachen . . .

„Dem Baron?“

„Ermessen Sie nun meinen Jammer!“ schluchzte Mathilde.

„Der Baron von Herzfeld soll ein roher, wüster Mann sein, ein Verschwender . . .“

„Und er übt eine Gewalt auf den Vater aus, die ich mir nicht erklären kann. Der Fremde, der bei Ihnen einkehren soll, steht zu dem Baron in Beziehung. Suchen Sie die Natur dieses Verhältnisses zu erforschen, helfen Sie mir eine Gewalt brechen, die mein Unglück herbeiführt.

Der Baron ist mir furchtbar . . . gestern Abend war er im Schlosse, er kommt täglich . . .

„Beruhigen Sie sich! tröstete sie Karl, der sich durch das Vertrauen der Gräfin nicht nur hoch geehrt, sondern auch zur größten Thätigkeit angespornt fühlte. Mein Vater beharrt zwar in tiefem Schweigen; aber ich werde doch bald so viel erfahren, daß wir die Stellung des Barons beurtheilen können. Besucht der Fremde den Pachthof, so werde ich auch wissen, wer er ist.

Mathilde reichte dem jungen Helden dankbar die Hand. Durch diese Eröffnungen war die Vertraulichkeit zwischen Beiden rasch zu einem Grade gediehen, den sie unter anderen Verhältnissen nur langsam erreicht haben würde. Die Unterhaltung nahm plötzlich einen intimen Charakter an. Mathilde klagte, Karl tröstete. Sie zagte vor der Zukunft, fürchtete unheilvolle Enthüllungen; er hielt die Beseitigung des Barons für leicht, denn nach seiner Meinung bot Vater

Krüger nicht die Hand zu einer Schurkerei, selbst wenn sie gegen den Grafen gerichtet wäre, der seinen Pachter in der letzten Zeit bedrückt hatte. So plauderten die jungen Leute eine Stunde, ohne an die Poesie zu denken, die als Vorwand zu der Zusammenkunft gedient hatte. Mathilde sah nach der goldenen Uhr, die sie im Gürtel trug.

„Schon sieben!" fuhr sie auf. Ich brauche eine halbe Stunde, um den Park zu erreichen. Gegen acht Uhr verläßt die Mutter das Boudoir ... sie muß mich in den Anlagen vorfinden. Adieu, mein lieber Freund! Morgen früh mit dem Schlage sechs lande ich an der Insel ..."

„Und ich werde nicht auf mich warten lassen. Ach, wäre es Morgen!"

Mathilde erröthete.

„Ich komme!" flüsterte sie. „Bringen Sie Schiller's Gedichte mit!"

Er reichte ihr den Arm, den sie willig annahm. Langsamen Schrittes erreichten sie das Ufer. Die

Trennung ward ihnen schon schwer. Mathilde faßte sich zuerst; sie drückte ihm herzlich die Hand und sprang in den Kahn. Karl trat auf die unterste Stufe der Treppe.

„Fahren Sie vorsichtig!“ bat er.

„O, ich kenne den See, wir sind alte Freunde; er wird mir kein Leid zufügen.“

„Das gebe Gott!“

„Auf Wiedersehen!“

„Morgen! Morgen!“

Die Gräfin schwang das Ruder; der Kahn flog aus der kleinen Bucht auf die spiegelglatte Fläche hinaus.

„Was ist das? Was ist das?“ fragte sich Karl. „Sollte mein Vater dem Grafen gedroht haben, um ihn zur Nachsicht zu bewegen? Sollte der Bauer mit dem Baron gemeinschaftliche Sache machen? Ich will nicht vorschnell urtheilen, nicht vorschnell fürchten, aber soviel weiß ich jetzt schon, daß ich den lüsternen Baron vernichte. Nach der

reizenden Mathilde streckt dieser alte Sünder die Hand aus . . . und der Graf besitzt kein Mittel, um den tückischen Mann abzuschütteln. Mathilde hat sich mir vertraut, erwartet Hülfe von mir . . . ich bringe sie ihr, und sollte ich sterben!"

Er verließ die Insel. Heute ruderte er so rasch, daß er schon nach einer Viertelstunde das Ufer erreichte. Der Wasservoigt hatte ihn nicht belästigt. Als er das Stübchen betrat, saß der Vater beim zweiten Frühstück. Der Pachter sah, wie stets, sehr ernst aus.

„Guten Morgen, Vater!"

„Danke, mein Sohn."

„Du nimmst heute zeitig das Frühstück ein."

„Weil ich einen Gang vorhabe."

„Wohin?"

„Zu dem Baron von Herzfeld. Ich kann es nicht aufschieben . . . Der Baron will Saat kaufen. Wir brauchen Geld. Mutter, gieb mir den Sonntagsrock und den Hut."

Frau Krüger holte das Verlangte. Zwei Minuten später stand der Landmann gerüstet da. Er zündete die kurze Pfeife an, nahm den Stock und wollte gehen.

„Vater," fragte Karl, „soll ich Dich begleiten?"

„Nein, bleibe bei der Mutter, die nicht gern allein ist. Um Mittag werde ich zurückgekehrt sein. Ich gehe den nächsten Weg durch den Wald. Gott befohlen!"

„Gute Geschäfte!" rief das Mütterchen ihm nach.

Dann sah sie so lange aus dem Giebelfenster, bis Mathias hinter den nächsten Häusern verschwand.

„Lass' ihn nur gehen," meinte sie, „daß er andern Sinnes wird. Die Geschichte mit dem Grafen will ihm immer noch nicht aus dem Kopfe, und darum ist er so mürrisch. Auch mir wird ein Stein vom Herzen genommen sein,

wenn so viel Geld zusammen ist, daß der Pacht bezahlt werden kann."

„Hat denn der Vater noch Saat vom vorigen Jahre?" fragte Karl.

„Nicht viel; aber der Erlös davon hilft doch und gerade jetzt sind gute Saatpreise.

Der Sohn sprach den Verdacht nicht aus, daß der Vater doch wohl in anderen Geschäften zu dem Baron gegangen sei: den Verkauf der Saat hielt er für einen Vorwand. Was sollte er nun beginnen, um tiefer in die Angelegenheiten blicken zu können? Sollte er die Mutter in das Geheimniß ziehen? Dies erschien ihm nicht räthlich, da die alte Frau sich ängstigen könnte. Dies mußte auch wohl Vater Mathias wissen, der doch sonst mit seiner treuen Lebensgefährtin Alles berieth, was ihn anging. Der Vormittag verfloß. Noch vor zwölf Uhr kam der Vater zurück. Auf Befragen antwortete er, daß der Kauf nicht zu Stande gekommen sei, da der geizige

Baron zu wenig geboten habe. Und dabei blieb es; man sprach nicht mehr über diese Angelegenheit. Die Geschäfte in dem Pachthofe hatten ruhigen Fortgang. Abends gingen die Bewohner zeitig zur Ruhe. Mit den Knechten und Mägden zugleich erhob sich am andern Morgen der Sohn vom Hause. Nachdem er mit großer Sorgfalt Toilette gemacht, eilte er an das Ufer des See's, bestieg den im Schilfe liegenden Kahn und fuhr nach der Insel. Zehn Minuten später trat Mathias Krüger aus dem Gehöfte, ging die Gartenmauer entlang und erreichte den Markstein, von dem aus er die Fläche des See's überblicken konnte.

„Dachte ich es doch!" murmelte er, die Hand über die Augen legend. „Da fährt der Junge wieder nach der Insel. Das ist nicht wohlgethan. Ich muß dahinter kommen, was ihn dorthin zieht. Es sollte mir leid thun, wenn Karl ein Träumer ist, der die Leute flieht. Gegen meinen

Befehl unternimmt er die Fahrt . . . Der sonst so folgsame Sohn ist mir in diesem Punkte ungehorsam . . . Das ist nicht richtig. Aber wen sollte er denn da drüben treffen? Von der gräflichen Familie betritt Keiner die Insel und Wasserjagden werden jetzt nicht abgehalten . . . Ich werde ja sehen!"

Hätte der Alte einen schärfern Blick oder ein Fernrohr gehabt, so würde er einen Kahn gesehen haben, der von dem Ufer des gräflichen Parks abfuhr und sich eben so rasch der Insel näherte, als der Kahn Karl's. Beide Fahrzeuge landeten zu gleicher Zeit. In der kleinen Bucht stieg Mathilde, an dieser Seite unter Erlengebüschen stieg der Sohn des Landmanns aus. Die Uhr der jungen Gräfin zeigte genau die sechste Stunde an.

VI.

Das Gut des Barons Herzfeld lag kaum zwei Stunden von dem Dorfe Liskau entfernt. Ein guter Fußgänger konnte es, wenn er den Pfad durch den Forst wählte, in einer Stunde erreichen. Schloß Herzfeld, wie man es nannte, lag romantisch am Saume des Waldes, der zu der Besitzung des Grafen von Liskau gehörte. Ein Bach bildete die Grenze.

Es war gegen Abend, als in der Lindenallee, die von dem Forste nach dem Gute führte, ein Mann langsam dahinschritt. Er war nicht ärmlich, aber auch nicht reich gekleidet. Ein grauer Twin, graue Pantalons, bestaubte Stiefel und ein schwarzer niederer Hut mit breiter Krämpe

bildeten seine Toilette. In der Hand trug er einen Stock, der ihm zur Stütze diente. Von Zeit zu Zeit blieb er stehen und betrachtete den Forst, der in majestätischer Ruhe sich ausbreitete. Es mochte sechs Uhr Abends sein. Mild und warm schien die Sonne, die sich zum Abschiede von der Erde rüstete, auf die blühende Landschaft herab. Kein Lufthauch regte sich. Die Lerchen schwirrten in dem blauen Aether und die Bienen summten zwischen den Stämmen der alten Linden.

Der Mann nahm den Hut ab und trocknete mit dem Tuche aus verblaßter Seide die hohe Stirn und das zur Hälfte kahle Haupt. Dann fuhr er mit der Hand durch den vollen Bart, als ob er ihn ordnen wollte, bedeckte das Haupt und ging weiter. Unter dem Thore, das sich in einem langen Gebäude befand, trat ihm ein junger Oekonomieverwalter entgegen, der das Gut verlassen wollte.

„Guten Abend!“ grüßte der Fremde mit sonorer Stimme.

Der Verwalter dankte.

„Ist der Baron von Herzfeld auf dem Gute?“ fragte der bärtige Mann.

„Ja, mein Herr. Unser Gutsherr ist vor einer halben Stunde von Liskau zurückgekommen.“

„Von Liskau also?“

Es lag ein Anflug von Ironie in dieser Frage.

„Ja!“

„Und der gnädige Herr befindet sich allein?“

„Es ist heute kein Besuch im Schlosse.“

„Danke!“

Der Fremde ging durch das Thor und betrat den weiten Hof, in dem Wagen und Pflüge ordnungsmäßig aufgefahren standen. Dem Thore gegenüber lag das Schloß, ein altes, gut erhaltenes Gebäude mit einer Menge kleiner Fenster. Eine plumpe Steintreppe führte zu der geöffneten Thüre.

Der Fremde stieg die Treppe hinan. Bitter lächelnd sah er sich auf der geräumigen Hausflur um, die hier und dort mit Hirschgeweihen und ausgestopften Vögeln geschmückt war.

„Der Baron ist ein guter Jäger!“ murmelte er. „Und doch hat er sich mit mir nicht schießen wollen. Hören wir heute den Entschluß, den er gefaßt hat.“

Er mußte die Oertlichkeit kennen, denn festen Schrittes ging er zu einer der Flügelthüren, die er öffnete. In dem Vorzimmer trat ihm ein Bediente entgegen.

„Der Herr Baron . . .“

„Befindet sich in seinem Zimmer.“

„Melden Sie einen Fremden.“

„Nennen Sie mir Namen und Stand, mein Herr.“

„Melden Sie, was ich Ihnen aufgetragen!“ sagte ungeduldig der Mann.

Der Diener ging und ließ die Thür offen.

Noch ehe er die Meldung ausgesprochen, stand der Fremde in dem Zimmer.

„Es ist gut!“ rief der Baron, der nachlässig auf einer Ottomane lag und rauchte. „Es ist gut! Du bleibst im Vorzimmer!“

Auf diesen Befehl zog sich der Diener zurück und schloß die Thüre. Der Baron verblieb ruhig in seiner Lage; er blies eine große Rauchwolke durch das Zimmer und fragte:

„Bringen Sie Beweise dafür, daß Sie wirklich Der sind, der Sie sein wollen?“

„Es ist mir nicht gelungen, die Papiere aufzutreiben, die Sie fordern. Wollte ich zwanglos mich in den Kreisen zeigen, die mich kennen, so würde es leicht sein, meine Identität zu constatiren. Ehren Sie die Gründe, die mich zur Bewahrung des Incognito veranlassen. Ich habe Ihnen den Pachter Mathias Krüger gesendet, daß er darthue . . .“

„O, mein Herr, ein Bauer soll für den Edel-

mann bürgen!" rief lachend der Baron. Schon in der Zumuthung, daß ich diese Bürgschaft annehme, liegt der Beweis, daß Ihnen die Gesetze des Adels fremd sind."

„Herr Baron, ich kenne die Gesetze genau und habe nie dagegen gefehlt."

„Graf Emil von Liskau war ein muthiger Edelmann; ich kann nicht glauben, daß er aus Feigheit einen Betrug verübt, der ihn und seine Familie, der den ganzen Adel compromittirt!"

Der Fremde blieb immer noch ruhig.

„Das Lob, das Sie mir spenden, würde unter anderen Umständen mir schmeicheln; ich weise es so lange zurück, bis ich dargethan, daß ich Muth besitze und nach Ihren Begriffen ein echter Edelmann bin."

Der Baron schlug die Beine übereinander.

„Sie können es nur durch einen Act darthun!" rief er.

„Und der wäre?"

„Muß ich es Ihnen denn wiederholen! Nehmen Sie das erste beste Pistol und zerschmettern Sie sich den Schädel! Graf Emil von Liskau hat das Recht nicht mehr zu leben. Er ist für den Adel, also auch für mich todt! Was will ein Todter unter den Lebenden?“

„Seine Ehre retten!“ rief der Mann im Barte mit bebender Stimme. „Wohl bin ich alt geworden, Furchen des Grams und des Elends entstellen mein Gesicht, Krankheiten und Entbehrungen haben mein Aussehen verändert . . . aber hier, hier — er schlug mit der Hand an die Brust — bin ich noch der Mann, der stark genug ist, seine Ehre zu vertheidigen und würdig, den Titel eines Grafen zu tragen. Vergäße ich feig meine Ehre, so wäre ich nicht zu Ihnen gekommen, zu meinem Gegner im Duell, um das, was zwischen uns vorgefallen, durch einen ordentlichen Zweikampf, wie er zwischen Edelleuten stattfinden soll, auszugleichen. Trifft mich

Ihre Kugel, so sind Sie Sieger, und Sie haben Recht; aber auch meine Kugel kann Sie treffen, auch ich kann Recht behalten. Baron, Sie werden, Sie müssen sich mit mir schießen."

Jetzt richtete der Baron sich empor.

„Wer will mich zwingen?"

„Ich, Graf Emil von Liskau!"

„Wären Sie der Graf, so würden Sie die Bedingungen unseres ersten Duells heilig halten. Hätte mich das Loos getroffen, ich lebte längst nicht mehr. Ein Leben ohne Ehre ist dem Edelmanne unerträglich. Die Welt weiß, daß ich ein guter Schütze bin, daß ich mich vor einer Kugel nicht fürchte; aber ich schieße mich nicht mit Ihnen!"

„Nennen Sie mir den Grund!"

„Weil ich Sie nicht kenne!"

Ein bedauerndes Lächeln glitt über das Gesicht des Fremden.

„Sie wollen mich nicht kennen, Herr Baron.

Es giebt unterscheidende Merkmale an dem Menschen, die sich nie verwischen. Auch ich trage einige dieser Merkmale, und sie können Ihnen wahrlich nicht entgehen, wenn Ihnen das Gedächtniß nur einigermaßen treu geblieben ist. Gehen wir darüber hinweg, unsere Angelegenheit tritt in ein neues Stadium. Es ist wahr, das Loos hat entschieden, daß ich mich selbst tödten solle. Ich hielt mich dazu so lange verpflichtet, als meine Ansichten von diesem bizarren Duelle, das man füglich einen Act wahnsinniger Menschen nennen sollte, dieselben blieben. Da traten Verhältnisse ein, die mich eines Bessern belehrten, ich erfuhr Dinge, die mir sagten, daß ich der Betrogene sei und leben müsse, um meine Ehre zu retten und eine unerhörte Spitzbüberei an das Tageslicht zu ziehen. Herr Baron, hätte ich ohne Schande in die Grube fahren können, ich würde längst das Leben abgeschüttelt haben, das durch eigenes Verschulden mir zur Last geworden. Aber

ein Todter kann seine Ehre nicht vertheidigen, und darum mußte ich am Leben bleiben."

„Sie sprechen seltsam, mein Herr! Was kümmern mich Ihre Angelegenheiten?"

„Emil von Liskau ist Ihr Feind!"

„Ich weiß es."

„Und darum ziehe ich Sie zur Rechenschaft."

„Wahnsinnger!"

„Vor das Gericht kann ich noch nicht treten . . ."

„Weil Sie ein Abenteurer sind."

Der Fremde zuckte heftig zusammen.

„Ich will dafür gelten!" murmelte er.

„Mißbrauchen Sie den Namen des Grafen von Liskau nicht!" rief drohend der Baron. „Ich habe zu lange schon Sie angehört!"

Der Abenteurer legte ruhig die Hand in die Brustöffnung seiner grauen Weste. Indem er sich auf den Stock stützte, fragte er:

„Kann ein Abenteurer wissen, daß der Baron von Herzfeld einen falschen Eid geschworen hat?"

„Mann! Elender! . . .“

Der Baron ballte die Faust, die er krampfhaft emporhob.

„Und wer hat Sie dafür bezahlt? Mein Bruder, mein eigener Bruder! Sie wären längst ein Bettler, wenn Sie das Kapital hätten zahlen müssen, das Sie meinem Vater geschuldet. O, stellen Sie das Rollen der Augen ein, es erschreckt mich nicht! Sie sind als Raufbold bekannt . . . ich habe mich für alle Fälle vorgesehen. Nicht wahr, ich bin gut unterrichtet? Und diese Kenntniß ist mir kurz vor dem Augenblicke gekommen, in dem ich mir den Tod geben wollte. Ich berühre nun den sogenannten Ehrenpunkt. Sie haben das arme Mädchen beleidigt, an dessen Seite Sie mich bei Gelegenheit einer Landpartie gesehen. Ich nahm mich der Beleidigten an und so entstand das Duell, das den Erben von Liskau aus der Welt schaffen sollte. Man hatte mir ein Jahr Frist bis zu meinem

Tode gelassen, und das war eine gute Speculation. Ich war toll genug, genießen zu wollen und ein wüstes Leben zu führen. Da wandte sich meine Braut von mir ab, der ich in leidenschaftlicher Liebe zugethan war. O, ich erzähle zu viel; es ist schon genug, um Ihnen zu beweisen, daß ich Der bin, für den ich mich ausgebe. Nur eins noch, edler Herr, will ich bemerken. Es liefen Wechsel und Ehrenscheine, die ich ausgestellt haben sollte. Hätte ich mich an dem bestimmten Tage erschossen, so wären sie richtig gewesen. Wer hätte die Fälschung bezeugen wollen? Der Aussteller ist todt, und damit würde die Sache ihren Abschluß gefunden haben. Aber die Braut, die sich von mir, dem Roué, abgewendet, war doch großmüthig genug, meine Ehre zu retten; sie that, was der erzürnte, aufgehetzte Vater unterließ: sie löste meine vermeintlichen Wechsel ein."

Der Baron brach in lautes Lachen aus.

„Sie erzählen mir da eine ganz hübsch ersonnene Geschichte! Treten Sie doch auf, wenn Sie der Graf von Liskau sind . . . Was hindert Sie, den Bruder anzugreifen, der Ihr Vermögen besitzt? Warum klagen Sie mich nicht öffentlich an? Warum bestehen Sie auf ein Duell?"

„Weil ich den Schurken züchtigen will, der mich um das Glück meines Lebens betrogen hat!" rief der Fremde mit starker Stimme. „Nicht tödten, wohl aber verstümmeln will ich ihn!"

Graf Emil hatte drohend den Stock emporgehoben. Sein großes Auge rollte, seine Lippen zuckten, seine Faust bebte.

Der kecke Muth des Barons schien zu schwinden.

„Sie drohen mir in meinem eigenen Hause?" fragte er. „Wollen Sie das friedliche Wohnzimmer zum Schauplatze blutiger Händel machen? Ich muß meine Leute rufen, wenn ich nicht selbst den Unverschämten niederschießen will."

Wie unabsichtlich war er einem Schreibtische

näher getreten. Rasch öffnete er einen Kasten und nahm ein Pistol heraus. Der Andere war mit den Blicken jeder Bewegung des Schloßherrn gefolgt. In demselben Momente hielt auch er dem Baron ein Pistol entgegen.

„Wir fallen zugleich!" rief er. „Ich bin ein guter Schütze geworden! Mir liegt Nichts mehr am Leben . . . Falle ich hier, so findet man meine Aufzeichnungen, die ich bei einem zuverlässigen Manne deponirt habe. Das Criminalgericht wird meinen Leichnam zu finden wissen. Fallen Sie, so liefere ich selbst mich aus. Schießen wir uns als Cavaliere nach den Regeln eines ehrlichen Duells, dann ist meine Absicht erreicht."

Der Baron senkte die Waffe.

„Ich bin nicht vorbereitet!" sagte er anscheinend kalt. Wären meine Verhältnisse geordnet, so würde ich nicht anstehen, mich sofort den Chancen eines Duells auszusetzen. Wir werden uns schlagen! Doch nur in Gegenwart derselben

Zeugen, die einst bei der Losung zugegen waren. Ich nehme an, daß Sie Emil von Liskau sind... Die beiden Herren haben diese Gegend verlassen, sie wohnen fern von meinem Gute; aber diesen Abend noch sende ich Briefe ab."

„Ich bin zufrieden. Das zweite Duell hebt das erste auf ... Das ist Alles, was ich fordere.. Habe ich dem Adel gegenüber meine Ehre hergestellt, dann rechne ich mit meinem Bruder ab."

„Wo trifft Sie mein Brief, in dem ich Zeit und Ort bestimme?"

„Ich gebe Ihnen vier Wochen Frist, dann frage ich wieder an."

„Setzen wir den ersten August fest."

„Abgemacht! Den ersten August Morgens neun Uhr klopfe ich an Ihre Thür. Aber, mein Herr, verfahren Sie tückisch und perfid, so haben Sie sich die Folgen selbst zuzuschreiben, die Sie treffen werden."

Graf Emil verneigte sich nachlässig und ging.

Der Baron, der an dem Fenster stand, sah ihn über den Hof gehen.

„Für wahnsinnig kann ich ihn nicht halten, denn er sprach zu sicher und seine Gedanken waren wohlgeordnet!“ murmelte er. Darum ist er mir um so gefährlicher. Wer hat ihm die Aufschlüsse gegeben? Wer hat die feinen Fäden der Intrigue durchschaut, die den schwachen Wüstling stürzen sollte? Mir unbegreiflich . . . nur Graf Felix war eingeweiht!“

Er ging bitter lächelnd durch das Zimmer.

„Bedürfte ich dieses Menschen nicht, um mich in den Besitz der reizenden Mathilde und ihres Vermögens zu setzen, ich würde ihn diesen Abend noch niedergeschossen haben. Wer fragt nach einem Todten? Und Graf Emil gilt seit zehn Jahren für todt! Ich brauche ihn noch vier Wochen lang, und darum soll er so lange leben. Alles drängt zum Abschlusse . . . Der erste August wird mein Trauungstag sein! Ist dieser Emil

beseitigt, so tritt kein Zerstörer meines Glücks auf. Liskau und Herzfeld werden eine Besitzung bilden . . . die reichste in der ganzen Provinz. Fällt der Graf nicht, dann bin ich verloren. O, meine Kugel trifft sicher. Ein Glück, daß mein Manöver anschlug; der unvorsichtige Graf hat mir einen Blick in seine Pläne gestattet. Ich werde sie vereiteln oder untergehen. Der beiden Zeugen bedarf ich nicht. Vier Wochen bleiben mir Zeit; ich kann überlegen und handeln . . . Aber die Wechsel und Ehrenscheine . . . Wilhelmine soll sie eingelöst haben? Seltsam; seltsam! Der Rechtsanwalt, den ich befragen könnte, ist todt . . . Wo aber lebt Wilhelmine? Wer ist der zuverlässige Mann, dem Emil die Aufzeichnungen übergeben haben will? Ohne Zweifel der Bauer Mathias Krüger, der Freund des einfältigen Grafen. Der Mann muß beichten und gehorchen, er ist Vasall des Grafen Felix. Von ihm erfahren wir auch, wo Emil sich aufhält.

Es kommt auf den Pachthof nicht an; wir können den Bauer damit erkaufen."

Er trat in den Speisesaal, wo zwei Diener eine Tafel ordneten. Der alte Gärtner brachte Vasen mit frisch gepflückten Blumen, die er zur Ausschmückung des Saales verwendete. Nachdem er den Dienern Befehle für die Küche gegeben, ging er in den Garten. Die Luft der Zimmer war ihm zu schwül; seine brennende Stirn bedurfte der Abendfrische, die sich nach und nach einstellte.

Graf Emil hatte indeß den Forst erreicht. Ruhig schritt er auf dem schmalen Fußpfade hin, der sich neben der Fahrstraße fortwand. Er mochte zufrieden sein mit dem Ergebnisse seines Besuchs, denn heiter blickte er zu den Wipfeln der hohen Bäume empor, die von dem Schimmer der Abendsonne vergoldet wurden. Die Vögel sangen nur leise noch, als ob sie den heiligen Frieden der Natur nicht stören wollten.

„Ich mußte das Recht zu einem ehrlichen Duelle von ihm erzwingen,“ murmelte der Graf. Dieser Baron ist zäh, aber auch tückisch; er spielt mit meinem saubern Bruder aus einer Karte. Es mag den Beiden wohl mehr als unbequem sein, daß der todte Emil sich unter die Lebenden mischt. Noch darf ich mich nicht zeigen; aber mein Auferstehungstag ist nicht fern. Ach, vielleicht kann er auch wirklich mein Todestag werden! Immerhin, dann bin ich doch nicht als Selbstmörder aus der Welt geschieden! Toller Wahn, ein Selbstmord soll die verletzte Ehre sühnen! Hätte ich vor zehn Jahren die Ansichten von Ehre gehabt, es stände heute wohl besser mit mir. Statt albernen Vorurtheilen zu huldigen, hätte ich dem schlichten Menschenverstande folgen sollen. Aber ich war verblendet und hielt das für Ehre, was doch nur eine Theorie blasirter Köpfe ist. In der Schule des Lebens werden die Begriffe berichtigt . . . und wahrlich, ich

habe meinen Cursus in dieser Schule durchgemacht.“

Die Betrachtungen des Wanderers wurden durch eine Equipage unterbrochen, die in der Biegung des Waldwegs erschien und rasch, von zwei glänzenden Rappen gezogen, heranrollte. In dem offenen Coupé saßen zwei Damen und ein Herr. Es waren Graf Felix, Gräfin Constanze und Mathilde. Sie waren von dem Baron zum Abendessen geladen. Emil sah mit scharfen Blicken nach dem Wagen. In der Livrée des Kutschers und des Bedienten, die beide auf dem hohen Bocke saßen, erkannte er die seines Hauses.

„Mein Bruder!“ dachte er erschüttert. „Wie er sich wiegt in dem federleichten Wagen . . . und ich, der rechtmäßige Erbe von Liskau, ich ziehe wie ein Verbrecher, der sich verbergen muß, durch den abendlichen Forst!“

Mit Mühe unterdrückte er den Groll, der in ihm aufkeimte.

„Vorsicht! Vorsicht! murmelte er halb laut vor sich hin. Ein Meuchelmord gilt diesen Leuten wenig. Bin ich auch bewaffnet . . . ein Schuß aus dem Hinterhalte tödtet mich. Dort liegt Liskau . . . ich darf es vor dem Einbruche der Nacht nicht erreichen . . .

Er verließ den Pfad und trat in das Unterholz. Eine Stunde lang brach er sich Bahn durch das dichte Gestrüpp. Dann ward der Wald lichter. Der Wanderer erreichte einen gangbaren Weg, der ihn nach einigen Minuten zu den ersten Häusern von Liskau führte. Es war dunkel. Hier und dort standen einzelne Landleute vor den Thüren, leise ein Gespräch unterhaltend. Sonst herrschte in den Dorfgassen tiefe Ruhe. Der Graf, obwohl ermüdet, schritt rasch weiter. Vertraut mit der Oertlichkeit, ging er an der Mauer eines Gehöftes hin. Fünf Minuten später stand er vor einer halb offenen Pforte.

„Wer ist da?" fragte eine Stimme.

„Mathias."

„Emil?"

„Ich bin es!"

Der Pachter hatte ruhig auf der Steinbank gesessen. Jetzt erhob er sich und reichte dem Angekommenen die Hand.

„Tritt herein, armer Freund! meine Leute schlafen alle . . . Ich allein bin noch wach, weil ich Dich erwartet habe.

„Habe Dank, braver Mathias!"

„Sprich nicht von Dank; der Jugendfreund leistet dem Jugendfreunde einen Dienst, wie es eine Pflicht ist."

„Jugendfreunde dieser Art habe ich in der sogenannten großen Welt nicht gefunden . . ."

„Folge mir," sagte Mathias abwehrend. „Hier können wir nicht sprechen. Der alte Wasservoigt ist vorhin die Mauer entlang geschlichen . . . wir müssen uns vor dem Manne hüten, der ein

Spion des Gutsherrn ist. Ich traue ihm nun einmal nicht."

Krüger schloß die Pforte und führte den Gast über den stillen Hof in das Stübchen des Hauses. Bei dem Scheine der Zinnlampe, die der Pachter rasch angezündet, sah der Graf einen mit Speisen und Wein besetzten Tisch.

„Du wirst der Erquickung bedürfen, Emil... dort steht, was meine brave Frau beschaffen konnte. Nimm Platz und halte Mahlzeit!"

„Mathias," rief gerührt der Graf, „Du hast schon so viel für mich gethan, daß die Speisen, die Du mir reichst, kaum der Erwähnung werth erscheinen. Ich nehme sie an, denn ich bin wirklich erschöpft. Aber glaube mir, Freund, der Dank dafür soll nicht ausbleiben."

Der Gast hatte seinen Hunger gestillt, seinen Durst gelöscht.

„Wie steht es mit dem Baron?" fragte Mathias.

„Gut; er hat meine Forderung angenommen.“

„Meine Bürgschaft hat er zurückgewiesen. Ich mag die beleidigenden Worte nicht wiederholen, die er ausgestoßen. Emil, sieh' Dich vor! Hans von Herzfeld ist ein unheimlicher Mensch, der sich nicht scheut, Dich niederzuschießen wie ein Stück Wild. Muß denn immer geschossen werden?“

„Laß das, braver Mathias,“ sagte gutmüthig lächelnd der Graf. „Man soll mich der Feigheit nicht zeihen, wenn ich zur geeigneten Stunde als Erbe von Liskau auftrete. Doch nun gestatte mir, daß ich Dir kurz mein Schicksal erzähle. Ich bin zu erregt, ich kann nicht schlafen . . .“

„Und ich habe Zeit . . . morgen ist's Sonntag . . . die Arbeit ruft nicht in das Feld. Trinke den Wein, er ist Dir allein bestimmt.“

Mathias setzte seine Pfeife in Brand und hörte aufmerksam dem Grafen zu, der, nachdem er noch ein Glas geleert, begann:

„Du kennst das alte Gesetz, nach dem der

älteste Sohn der Familie die Güter übernimmt und seine jüngeren Geschwister durch Geld abfindet. Mein Vater, ein Edelmann von altem Schrot und Korn, hing an dem Hergebrachten mit dem Eigensinne, der eine Hauptschwäche in seinem sonst guten Charakter bildete. Um mich würdig auf den künftigen Gutsherrn vorzubereiten, mußte ich auch eine Zeit lang als Officier im Heere dienen. Unter den Kameraden, mit denen ich stets in Freundschaft lebte, befand sich Hans von Herzfeld. Als Knaben hatten wir uns selten gesehen, obgleich unsere Väter Nachbarn waren! als Officiere sahen wir uns täglich. Wir standen bei einer Compagnie. Hans führte mich in die Kreise lustiger Gesellen und zeigte mir, wie man sein Geld auf noble Weise und angenehm verschwendet. Unsere Freundschaft war so intim geworden, daß ich ohne Herzfeld nicht leben konnte. Wir wohnten in einem Hause und speisten an einer Tafel. Damals hielt ich es für unmöglich, daß ein

Freund den andern systematisch ruiniren könne. Unter der Leitung Herzfeld's verlor ich im Spiele große Summen und machte bedeutende Schulden, die der Vater einigemal bezahlte, damit meine Officiersehre nicht compromittirt würde. Das wüste Leben zerrüttete meine Gesundheit. Ich nahm den Abschied aus dem Regimente, verblieb aber in der Stadt, weil mir das Leben auf dem Lande nicht zusagte. Nun konnte ich frei allen Lastern fröhnen . . . ich ergab mich dem Trunke. Bald war ich als Wüstling verrufen und die Officiere, meine früheren Kameraden, mieden mich. Wie das Alles so rasch gekommen, weiß ich selbst nicht; ich erinnere mich nur, daß Herzfeld mich nicht verließ und meine Gesellschaft um so eifriger suchte, je mehr die Andern mich mieden. Es kam oft zu Händeln, die in der Regel einen schlimmen Ausgang für mich nahmen. Mein Vater war von allen Vorgängen so gründlich unterrichtet, daß ich dem Baron meine Verwun-

derung aussprach. ‚Ah,' rief er, ‚Felix ist Dein Feind, er sorgt dafür, daß Du bei dem Vater in Ungnade fällst. Wer anders sollte ein Interesse daran finden, Dich zu verläumden? Felix ist ein heimtückischer Mann, ich mag ihn nicht leiden, obgleich ich ihn nur oberflächlich kenne.' Das leuchtete auch mir um so mehr ein, als ich mit dem Bruder stets auf gespanntem Fuße gelebt hatte. Der Vater weigerte sich, meine Schulden zu bezahlen und drohete mit Enterbung, wenn ich meinen Lebenswandel nicht ändere. Um jene Zeit lernte ich ein Mädchen kennen, die Tochter einer Predigerswittwe, die mit der Mutter mir gegenüber wohnte. Wilhelmine ward mein Ideal und ich bewarb mich um ihre Liebe. Ich nahm mir vor, ein anderer Mensch zu werden und nur meiner Neigung zu leben, die mich glücklich machte. Herzfeld lachte über diesen Entschluß; aber ich gab ihn nicht auf, ich schwor, daß ich die Geliebte besitzen müsse. Wil=

helmine erwiederte meine Neigung; wir wechselten die Schwüre ewiger Treue. Ich fühlte, daß ich diesen Schwur halten konnte. Wilhelmine war jung, schön und tugendhaft, sie verdiente die Gattin eines Grafen zu werden. Nur in ihrer Nähe befand ich mich wohl, nur sie vermochte mich zu trösten, wenn die Reue über meinen leichtsinnigen Lebenswandel mich erfaßte. Du hättest Sie hören müssen in solchen Stunden . . . wahrlich, Wilhelmine allein war das Wesen, das mich leiten und auf der Bahn der Ordnung fesseln konnte. Hätte ich die Herrliche früher gekannt, ich würde meinem Vater Schmerz, mir Reue erspart haben, würde heute in glücklichen Verhältnissen leben. Mathias, der Einfluß des einfachen und doch geistreichen Mädchens machte einen andern Menschen aus mir. Die vornehmen Damen, die ich auf Bällen und in Gesellschaften kennen gelernt hatte, erschienen mir fad und abgeschmackt. An eine Verbindung durfte ich nicht denken, denn

mein Vater, der starre Aristokrat, würde nie in die Mesalliance gewilligt haben. Nur Herzfeld, der Freund, wußte um meine Liebe. Ach, damals verlebte ich eine schöne Zeit! Mesalliance ... was für ein Wort war das! Ich begriff es nicht. So geheim ich meine Liebe auch hielt, der Vater erfuhr sie dennoch. Er beschied mich nach Liskau. Die Vorwürfe, mit denen er mich überschüttete, kann ich Dir nicht wiederholen. Er drohete mit Enterbung und Verstoßung. Als ich mich zu rechtfertigen versuchte, rief er zornig: ‚Mensch, Deine Grundsätze sind infam, bist Du ganz ehrlos geworden?‘ Ich konnte nicht weiter mit ihm verhandeln, da der Zorn den alten Mann zu Boden warf. Er lag lange krank. Die Kluft zwischen Sohn und Vater war größer geworden. Wer hatte mein Geheimniß verrathen? Wer hatte die edle Wilhelmine dem alten Manne als eine Phryne geschildert? Mein Bruder Felix, kein Anderer! Ich wußte es ja ... Felix strebte

nach dem Besitze der Güter, er wollte unbeschränkter Herr von Liskau werden! Ich würde ihm dieses Glück gern vergönnt haben, wenn mir nur so viel geworden wäre, daß ich mit Wilhelminen sorglos hätte leben können. Die Herrschaft über Liskau zu führen, trug ich durchaus kein Verlangen. Ich sehnte mich nach stillem Glücke, nach Einsamkeit und Ruhe. Das sogenannte große Leben hatte keinen Reiz mehr für mich. In diesem Sinne schrieb ich an den Vater und schilderte ihm mit Wärme die Tugenden des geliebten Mädchens. Die Antwort ließ lange auf sich warten. Endlich kam sie. Der Vater schrieb kurz, nur ein echter Edelmann könne sein Sohn bleiben, auf Bedingungen würde er sich nie einlassen. Wäre ich unwürdig, die gräflichen Besitzungen zu übernehmen, so verdiente ich überhaupt nicht den Grafentitel zu tragen. Die Mittel, die man anwendete, mich von Wilhelminen zu trennen, reizten mich, ihr fest anzu-

hangen. Herzfeld suchte mich schwanken zu machen: es war vergebens. Wilhelmine errieth meine Kämpfe; sie bat, ich möge mich um jeden Preis mit dem Vater versöhnen. Diese Resignation rührte mich so tief, daß ich den Schwur unverbrüchlicher Treue wiederholte. Ich wollte albernen Vorurtheilen nicht fröhnen, wollte das Glück meines Herzens nicht aufgeben, um als Edelmann ein elendes Leben zu führen. Nun wandte man andere Mittel an, mich zu bekehren. Man suchte die Tugenden Wilhelminens zu verdächtigen. Und Herzfeld, mein Freund, war der Erste, der den Stein auf sie warf. Im Sommer wohnte die Pfarrerswittwe auf dem Lande. Ich besuchte sie oft. Einst machte ich mit Wilhelmine einen Spaziergang. Der Baron, noch Officier, begegnete mir mit einem Dutzend fröhlicher Kameraden. ‚Ach,‘ rief er, ‚der glückliche Bräutigam! Stelle uns doch deine vielgepriesene Schönheit und Tugend vor!‘ Und zugleich zog

er meiner Dame den Schleier von dem Gesicht, den sie rasch herabgelassen hatte. Einige der Officiere brachen in lautes Lachen aus, andere riefen: „Sie ist's!" Diese Unverschämtheit jagte mir das Blut durch die Adern; meiner Sinne kaum noch mächtig, stieß ich den Baron so heftig zurück, daß er taumelte. „Wer soll meine Braut sein?" fragte ich erregt. „Den zermalme ich, der sie beleidigt!" „Graf, Sie werden mir Rede stehen!" rief der Baron; „ich schicke Ihnen meinen Kartelträger!" Lachend entfernten sich die Offiziere. Die ohnmächtige Wilhelmine lag in meinen Armen, ich mußte sie an den Rand eines Baches tragen, mit dessen Wasser ich ihr die Schläfe benetzte. Als sie erwachte, bat sie mich, der Mutter den Vorfall zu verschweigen. Ich schwor, den Baron, den ich für meinen einzigen treuen Freund gehalten, furchtbar zu züchtigen. Ich hatte ihn nie beleidigt, hatte ihm vielmehr oft Wohlthaten erzeigt, war ihm stets ein aufrichtiger Freund ge-

wesen . . . woher kam nun dieses seltsame Betragen, dem ich keinen Grund unterzulegen wußte? Vielleicht, so dachte ich, hat ihn der Vater gedungen, vielleicht glaubt Herzfeld meiner Familie und mir einen Dienst zu leisten, wenn er mich von dem bürgerlichen Mädchen trennt. Ich ging zu ihm. Die Erklärungen, die stattfanden, waren nicht geeignet, mich in dieser Meinung zu bestärken. Der Baron benahm sich so rücksichtslos, so höhnend, als ob wir nie Freunde, sondern stets nur Feinde gewesen wären. „Elender," rief ich ihm zu, „ich kann Dich nicht mehr bezahlen, darum wendest Du Dich von mir ab; ein Duell mag denn entscheiden." Während der Verhandlung ward ich krank. Die Erregung ließ die nachtheiligsten Folgen in meinem entnervten Körper zurück. Mein Geist beschäftigte sich nur mit der Rache, die ich an dem tückischen Baron verüben wollte. Was ich war, war ich durch ihn, mein Leiden war sein Werk. Wochenlang

lag ich, unbeachtet von den Mitgliedern meiner Familie. Auch Wilhelmine kümmerte sich nicht um mich. Als ich genas, schickte ich einen Brief an sie; der Brief kam mit der Bemerkung zurück, daß Adressatin nicht zu ermitteln sei. Die erlittene Kränkung hatte das arme Mädchen ohne Zweifel aus der Gegend vertrieben. Eine Art Wahnsinn bemächtigte sich meiner; ich schwor dem Vernichter meines Lebensglücks den Untergang. Aber auch der Baron rastete nicht; er sandte mehr als einmal seinen Kartelträger, einen der Officiere, die mich aus ihrer Gesellschaft ausgestoßen hatten. Ach, ich mußte bittere Worte hören! An Muth fehlte es mir nicht, mich meinem Gegner zu stellen, wohl aber an Kraft. Man beschuldigte mich der Feigheit und machte mich lächerlich. „Ich komme,“ rief ich dem Kartelträger entgegen, als er eines Morgens in mein Zimmer trat; „gegen Abend werde ich an dem Platze sein, den Sie bestimmen mögen.“ Und ich erschien, wenn auch matt und

abgezehrt. Ein Officier begleitete mich als Secundant . . . aus Mitleiden. Es stellte sich bald heraus, daß ich unfähig war, mich zu schießen. Der Baron weigerte sich, einem Manne den Schädel zu zerschmettern, der ihm nicht würdig gegenüberstehen konnte. Da brachte man das sogenannte amerikanische Duell in Vorschlag, um einen Abschluß der Angelegenheit herbeizuführen. Es ward festgesetzt, daß Der, der das kürzere Loos zöge, sich nach Verlauf von zwei Jahren selbst erschossen haben müsse.

„Mein Gott!“ murmelte Mathias. „Wie können vernünftige Menschen auf solche Gedanken kommen! Wie ist es nur möglich, daß Einer den Andern zwingt zum Selbstmörder zu werden?“

„Mir, dem Lebenssatten, war es recht; aber es wäre mir auch ein Triumph gewesen, wenn den Baron das Loos getroffen hätte. Die Stimmung, in der ich mich damals befand, ließ mich auf Alles eingehen. Wir loosten . . . das Loos

traf mich. Da wir zuvor das Ehrenwort abgegeben, das Urtheil, das der Zufall fällte, getreulich zu erfüllen, so war ich aus der Liste der Lebenden gestrichen."

„Tollheit!" rief Mathias Krüger.

„So meinst Du, Freund . . ."

„Also dergleichen Dinge nennen die vornehmen Leute Ehrensache!"

„Höre weiter. Das, was geschehen, ward als tiefes Geheimniß betrachtet; ein Ehrenrath ward eingesetzt, der am einundzwanzigsten Mai die Beweise von meinem Tode empfangen sollte. So hatte ich nun zwei Jahre noch zu leben, eine Frist, die beide Duellanten festgesetzt. Kam ich der eingegangenen Verpflichtung nicht nach, so ward ich ehrlos und verfiel der Lächerlichkeit und der Schande anheim. Unter meinen Gegnern war auch nicht einer, der mich in Schutz nahm; alle billigten das Duell und unterzeichneten die Schrift, die die Punkte des schrecklichen Vertrags

enthielt. Getäuscht in der Hoffnung, daß das Loos meinen Feind treffen würde, bemächtigte sich meiner ein unbeschreibliches Gefühl . . . ich hielt mich für einen aus der Gesellschaft gestoßenen, geächteten Mann, der nicht einmal das Recht zu leben besitzt. Gott allein kennt die Gemüthsstimmung, in der ich mich befand. Krankhaft gereizt, stürzte ich mich in einen Strudel von Genüssen und Zerstreuungen. Der Gedanke an Wilhelmine machte mich fast wahnsinnig. Auch sie hatte sich von mir abgewendet. Schon nach einem Jahre erdrückten mich die Schulden; ich hatte zehnmal so viel vergeudet, als die Nachsicht meines Vaters mir zukommen ließ. Mein Credit war erschöpft, die Gläubiger verfolgten mich. Sollte ich das letzte Jahr meines Lebens im Schuldgefängnisse verbringen? Nur mit Mühe entkam ich den Wechseldienern, die auf mich fahndeten. Unter angenommenem Namen entfloh ich in's Ausland, nachdem ich mir auf falsche

Wechsel eine kleine Summe verschafft hatte. Ich wußte nicht mehr, was ich that; jedes Mittel war mir recht, wenn es nur Geld brachte. Um diese Zeit lernte ich einen Herrn von Winterberg kennen, einen heitern und liebenswürdigen Mann, in dessen Umgange ich eine heilsame Zerstreuung fand. Ich theilte mich ihm mit. Er lachte über das alberne Duell und schalt mich einen Narren. Wir sprachen viel über diesen Gegenstand. Ich fand, daß der Mann Recht hatte und je näher der einundzwanzigste Mai kam, jemehr begriff ich meine Thorheit. ‚Willst Du eines schlechten Menschen wegen zum Selbstmörder werden?‘ fragte Winterberg. ‚Man will Dich beseitigen, damit Dein reiches Erbe einem Andern zufällt; bleibe verschollen so lange als möglich, aber beobachte im Geheimen das Gebahren Deiner Feinde, und Du wirst sehen, daß ich Recht habe. Wäre dieser Herzfeld ein muthiger Mann, ein echter Cavalier, so hätte er das nichtswürdige

Duell verschmähen müssen, hinter dem er seine Feigheit verbirgt. Die Gesetze, nach denen man Dich richtet, sind für Blödsinnige erfunden . . . Emil, sorge, daß ich Dich nicht für einen Tropf, für einen Narren, für einen dummen Teufel halte!«

„Der Mann hat Recht," rief Mathias Krüger. „Und was thatest Du?«

„Ich kämpfte noch eine Zeit lang mit mir selbst, dann faßte ich den Entschluß, dem Rathe des Freundes zu folgen. Krankheit, Gram und Sorgen hatten mich völlig verändert. Und immer näher rückte der einundzwanzigste Mai. Winterberg suchte mich zu zerstreuen und aufzuheitern; er brachte oft Nachricht von meinen Gegnern, die mit Sehnsucht den verhängnißvollen Tag erwarteten. Kurz zuvor suchte er mich auf in meinem Versteck."

Ende des ersten Bandes.